# Der Ratsschreiber von Landshut

von August Sperl

August Sperl

# Von August Sperl sind erschienen:

## In Richard Mühlmann's Verlag (Max Grosse) in Halle a. S.:

**Prickelnd.** Novelle. 3. Tausend. Kart. M. 1,—.

**Narro. — Der Faquin.** Zwei Lustspiele. 2. Tausend. Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—.

**Der Ratsschreiber von Landshut.** Novelle. Geh. M. 3.—, geb. M. 4,—.

## In der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung in München:

**Die Söhne des Herrn Budiwoj.** Eine Dichtung.
**Volksausgabe in 1 Bande.** (Der Gesamtauflage 11. bis 14. Tausend.) Geb. M. 6,—.
**Ausgabe in 2 Bänden** (mit größerem Druck.) 5. Auflage. Geb. M. 12,—.

**Die Fahrt nach der alten Urkunde.** Geschichten und Bilder aus dem Leben eines Emigrantengeschlechtes. 9.—12. Auflage. (10.—14. Tausend.) Geb. M. 2,80.

**Fridtjof Nansen.** Ein Sang. 2. Abdruck. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50.

## In der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart und Leipzig:

**Hans Georg Portner.** Eine alte Geschichte.
**Volksausgabe.** 12. Auflage. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,—.
**Teure Ausgabe.** Geh. M. 7,—, geb. M. 8,—.

**So war's!** Ernst und Scherz aus alter Zeit. 5. Auflage. Geh. M. 4,50, geb. M. 5,50.

**Herzkrank.** Eine heitere Badegeschichte. Mit Illustr. 4. Auflage. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.

**Kinder ihrer Zeit.** Geschichten. 5. Tausend. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,—.

**Castell.** Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechtes. Geh. M. 8,50, geb. M. 10,—.

**Richiza.** Roman. 6. Aufl. Geh. M. 4,50, geb. M. 5,50.

# Der Ratsschreiber von Landshut



August Sperl

# Der Ratsschreiber von Landshut

Novelle

von

**August Sperl**

---

Mit dem Bilde des Verfassers

Viertes Tausend

Halle a. S.
Richard Mühlmann's Verlag
(Max Grosse)
1911

In lebhafter Erinnerung

an

# Landshut

die alte, die schöne Stadt

August Sperl

I.

Die Sonne hatte einen frühen Lenz aus der Erde gelockt. Wochenlang war sie Tag für Tag am wolkenlosen Himmel gestanden. Dann aber hatte der Westwind schwere Wolken heraufgetrieben; Tag für Tag war das Wasser in die Blüten gefallen.

Es kam der Nachmittag des ersten Mai. Da wehte plötzlich der Wind aus Nordosten, und zum erstenmale wieder fuhr ein Sonnenstrahl aus den Wolken.

Stärker und stärker wehte der rauhe Nordost und trieb die schweren Wolken vor sich her. Die Sonne brach hindurch und wurde verschlungen im wechselnden Spiel der eilig fliegenden grauen Fetzen, und ihre Schatten glitten über die Felder und Wiesen, über die grün schimmernden Auen am Bergstrom, über die Ziegeldächer der niederbayerischen Herzogstadt. War die Sonne verschlungen, dann blickte das Antlitz der Erde in all seiner Frühlingsschöne vergrämt zum

Himmel empor. Drang aber die Sonne hindurch, dann lachte auch die Erde wie ein Kindlein im Schoße emporlacht zu den lachenden Augen der Mutter. Die Blütenbäume schimmerten, es leuchteten die Mauern des Herzogschlosses droben auf dem Hügel, es glühte Sankt Martins hochragender Backsteinturm, und weithinaus, stromauf, stromab, grüßten seine weißen Sandsteinfialen, die beiden Kronen unter seinem goldenen Kreuz.

Es war Markttag gewesen, und vor den Wirtshäusern standen in langen Reihen die Wagen. Reichgeschirrte Rosse stampften aus der Tiefe der Torwege, Bauern mit roten Köpfen polterten aus den Schankstuben, runde Weiber kletterten auf die hohen Sitze, Hausknechte standen mit abgezogenen Zipfelmützen und hohlen Händen, Peitschen knallten, Hunde kläfften, und ein Wagen nach dem andern löste sich aus der Reihe und rasselte zwischen hochgiebeligen Häusern die breite sonnige Straße, die Altstadt entlang. Schwere Wagen, starke Rosse, volle Bauern.

In zahllosen Rinnen wälzte der Bergstrom sein Schneewasser durch die junggrünen Auen heran, wälzte die gelben Fluten in breitem Bette vorüber an den

Mauern der Stadt. Und von den bewaldeten Höhen klang sehnsuchtsvoll das Lied der Amsel in die Gassen herein.

Mit sorglichen Gesichtern blickten die Leute zu den Wetterfahnen des Herzogschlosses empor. Stahlblau wölbte sich der Himmel, und die Bärte der Fahnen zeigten nach Westen. Aber es war nur noch ein Hauch aus Osten, der ihnen die Richtung befahl.

*

Im düstern Briefgewölbe des Rathauses kniete ein alter, dicker Mann und zerrte an einer Schublade. Er ächzte, er ließ ab und wischte über sein rotes Gesicht, er zerrte wieder und wieder — doch die Lade rührte sich nicht.

„Sachte!" mahnte ein zweiter Mann, der am vergitterten Fenster saß und von einem Haufen ausgeschütteter Urkunden ein Stück nach dem andern emporhob, sorgsam prüfte und sorgsam in eine Lade legte.

„Ich bring' sie nicht heraus, Herr Ratsschreiber", stöhnte der Dicke und erhob sich. Da kam der andere langsam über das Ziegelpflaster, kniete

nieder, schob die Linke in den Spalt und zog mit der Rechten die Lade heraus.

Lächelnd stand er auf und wandte sich zu dem Dicken: „Kennt Ihr weiland König Rudolfs Leibspruch?"

Der Dicke murmelte etwas, bückte sich, hob die Lade empor und trug sie auf den Tisch am Fenster.

„Mit Eil manch Ding verdorben wird", sagte der andere.

„Ihr habt gut reden, Herr Ratsschreiber", schnaufte der Diener, „habt kalt Blut in den Adern, und zornig hat Euch noch niemand gesehen. Aber unsereiner —"

„Ihr könnt nun gehen", sagte der Ratsschreiber freundlich und wandte sich aufs neue zu seiner Arbeit. Stück für Stück besah er im spärlichen Lichte und Stück für Stück legte er in die Lade zurück.

Nach einer Weile ward die eiserne Türe aufgestoßen, auf die oberste Stufe trat ein hagerer, hochgewachsener Mann und rief mit harter Stimme herunter ins Gewölbe: „Wollt Ihr Euch einen Schnupfen holen in dem kalten Loch?"

Der Ratsschreiber legte ein Pergament auf den

Tisch und erhob sich: „Muß ihn finden, Herr Haltenfest."

„Den Wasserbrief?" Der andere kam über die Stufen ins Gewölbe herab. „Gebt Euch keine Mühe, Herr Ratsschreiber!"

„Keine Mühe?" Der Ratsschreiber stand nun hochaufgerichtet vor dem Ratsherrn, und so groß dieser war, der Schreiber sah doch noch auf ihn herunter.

Ein scharfer Blick streifte über das jugendliche Antlitz des Schreibers. Dann trat der Ratsherr an den Tisch und begann in dem Haufen der Pergamente zu wühlen.

„Keine Mühe, Herr Haltenfest?" wiederholte der blonde Schreiber. Und zaghaft fuhr er fort: „Seit zwei Tagen suche ich von früh bis nacht. Und wenn ich den Wasserbrief nicht finde, dann kann der Konz Weber seine Schwaige verschenken —!"

Er hielt inne, der blonde Schreiber, und blickte fragend auf den alten, grauen Herrn, der zwecklos in den Urkunden wühlte.

„Verschenken?" Der Ratsherr wühlte noch immer. „Und wer will denn, daß er die Schwaige verschenkt?"

Da begann der Ratsschreiber aufs neue, und jetzt klang seine Rede fast zornig: „Recht muß doch Recht bleiben, Herr Haltenfest; und so will ich suchen, bis ich das Pergament finde, oder bis ich weiß, daß ich es nicht mehr finden kann."

Der Ratsherr wandte sich zum Gehen. „Und wenn Ihr den Brief gefunden habt, dann will ich ihn sehen!" Auf der obersten Stufe sagte er halb rückwärts über die Schulter in herrischem Ton: „Aber ich denke, Ihr solltet Euch doch keine Mühe geben, Herr Ratsschreiber." Dann ging er und warf die Eisentüre ins Schloß, daß es krachte.

Mit offenem Munde stand der Schreiber. ‚Keine Mühe geben?' Er schüttelte verwundert den Kopf. Dann aber suchte er trotz allem, bis ihn die Dunkelheit aus dem Gewölbe vertrieb.

Sorgsam verschloß er die eiserne Türe, dann ging er hinab auf die Straße, die breite Altstadt hinauf und stieg den Schloßberg empor.

*

Hoch über der Stadt ragten die Giebel des altersgrauen Schlosses in den Abendhimmel hinein.

Vor vielen hundert Jahren hatte ein gewaltiger Herzog seine Mauern getürmt — so sagten die gelehrten Leute, und sie wußten's aus Büchern. Aber das Volk wußte es anders: ihm stand das Schloß, solange der Strom die Ufer der Stadt bespülte, solange die Hochlandflöße auf seinem Rücken einherfuhren, solange die Kirchen ragten über den Häusern. Und hätte man einen Bürger gefragt, seit wann? — er hätte gewiß zur Antwort gegeben: „O Herr, das ist immer gewesen."

Der Ratsschreiber ging den engen, gepflasterten Herrenweg hinan, langsam, Schritt vor Schritt, wie die Großmutter einst schon dem Kinde geboten hatte.

Es war ihm unbehaglich zumute, und er wußte doch nicht so recht warum. Aber noch immer sah er die stechenden Augen des grauen Haltenfest auf sich gerichtet und noch immer hörte er das seltsame: ‚Ich denke, Ihr solltet Euch doch keine Mühe geben!' Es war ihm unbehaglich zumute. Da ging ein frohes Lächeln über sein Gesicht: Er wollte es der Großmutter erzählen. Die war so klug, mit der konnte er reden, die verstand ihn von ferne. Ihr hatte er alles gesagt von Kindesbeinen an, alles, was das

Herz eines mutterlosen Knaben beschwert, und alles, was er auch hernachmals dem Herrn Vater zu sagen nimmer gewagt hätte.

Eine schneeweiße, gebückte, kleinwinzige Frau war die Mutter des grauen Schloßpflegers auf der öden Herzogsburg — viel älter als die ältesten Leute drunten in der Stadt, als die ältesten Leute hinten im Dorfe auf dem langgestreckten Berggrat. Noch vor Jahresfrist hatte sie tagaus tagein ihr Spinnrad gedreht, einen feinen Faden gesponnen und den Kindern, die sie besuchten, geheimnisvolle Geschichten erzählt. Und wenn die Leute von einem zufriedenen Menschen sprachen, dann sagten sie wohl: der ist so glücklich, wie die Großmutter im Schlosse.

Jetzt aber saß sie zumeist vergrämt in ihrem Lederstuhle am Ofen. Müßig ruhten ihre kleinen Hände im Schoße und klagend erzählte sie's jedem: ‚Ich kann den Faden nimmer spüren zwischen den Fingern.'

Man suchte sie wohl zu trösten, du hast genug geschafft in deinem Leben, dein Feierabend ist gekommen. Sie aber gab zur Antwort: ‚Jawohl, es ist halt Zeit zum Schlafengehen.' Und dann saß sie

ganz stille unter den Leuten und blickte in weite Ferne, ließ die Perlen ihres Rosenkranzes zwischen den welken Fingern gleiten und bewegte lautlos die Lippen.

Langsam stieg der Schreiber bergan und gedachte vergangener Zeiten. Und er sah sich mit dem Schwesterchen auf dem Schemel zu Füßen der Alten sitzen. Sie hatten große Butterbrote in den Fäusten, sie kauten und bettelten: ‚Großmutter, erzählen!' Und sie saßen mit runden Augen und lauschten. Da erzählte die Alte raunend ihre alten Geschichten. Und es war ein tiefblauer Himmel über dem Herzogschlosse ausgespannt, und kleine, schneeweiße Wolken schwammen in seiner unermeßlichen Tiefe. Weit offen standen die Tore der Burg, und weißblaue Fahnen wehten von den Dachfirsten hinaus ins Land. Und auf glänzendem Rosse kam der Herzog herein zwischen die Mauern und polterte über die Zugbrücke. Aus goldenen Sänften stiegen schöne Frauen, und die Schleppen ihrer kostbaren Gewänder rauschten über die breite Freitreppe empor. Das war alles so vornehm und prächtig, daß den Kindern eine Gänsehaut nach der andern über den Rücken lief. Draußen im

Hofe bellte der Hund in die Geschichte der Greisin herein. Da war's den Kindern, als kämen mit Hunden und Netzen die Jäger des Herzogs heim von der Jagd und brächten auf tannreisgeschmückten Tragen die Beute. Draußen in der Küche hantierte die Magd, und in die Geschichte der Greisin herein prasselte das siedende Schmalz. Da sahen die Kinder den hochgebietenden Koch des Herzogs in der großen Hofküche zwischen Mägden und Buben hantieren, da drehten sich an den Spießen die Braten, da schmorte über züngelnden Flammen das Geflügel, da liefen die Knechte über den Schloßhof und steckten brennende Fackeln in eiserne Ringe. Da spielten Pfeifer und Geiger zum festlichen Mahle.

So war der Schreiber aufgewachsen zwischen alten Mauern, alten Leuten und alten Geschichten, das mutterlose Kind eines finstern Soldaten.

*

Abend war's, und schweigend verzehrten sie das Essen in der Stube des Schloßpflegers. Die große Schüssel mit Kraut und kleingeschnittenem Fleische stand auf dem Tische. Obenan saß der Alte. Er

hatte die Ellbogen auf die Platte gestützt, den Kopf nach vorn gereckt und gabelte gleichmütig heraus. Immer, wenn er die Gabel zum Mund führte, gabelte der Sohn sein Teil aus der Schüssel, und nach ihm fuhr die Tochter ins Kraut. So ging's im Takte wie beim Dreschen, nur nicht so geschwind, sondern bedächtig, Zug um Zug. Vor der Großmutter aber stand ein Schüsselchen mit Milch, aus der löffelte sie — schweigend wie die andern.

Der Alte wischte seinen Mund mit dem Handtuche und lehnte sich zurück. „Ich weiß eigentlich nicht, warum wir alle aus einer Schüssel essen!" sagte der Ratsschreiber.

Bedächtig strich der Alte den grauen Schnurr- und Knebelbart und sah mit halbgeschlossenen Augen hinüber zu seinem Sohne. Dann verzog er das Gesicht und fragte spöttisch: „Und wie sollten wir denn essen?"

„So wie's die andern machen, jedes von seinem Teller!" meinte der Ratsschreiber und wischte seinen Mund.

„Ekelt's dich vielleicht?" rief der Alte.

„Aber — Herr Vater —!" Der Ratsschreiber war rot geworden und sah zur Seite.

„Herr Vater — so hat's der Bruder gewiß nicht gemeint", fiel ihm die Schwester eifrig in die Rede. „Es ist halt jetzt à la mode, daß jedes seinen Teller hat."

„Solange ich lebe, bleibt's beim Alten", sagte der Schloßpfleger und erhob sich, nahm die Kappe vom Scheitel und gab also das Zeichen zum Dankgebete. —

Sorgsam führte die Enkelin ihre Großmutter zum Lehnstuhle zurück. Der Alte aber zündete sich seine Pfeife an, holte einen Folianten vom Bücherbrette und rückte die Kerze nahe herzu, schneuzte den Docht und begann zu lesen. Geräuschlos ging das Töchterlein in die Kammer nebenan, brachte das Schachbrett und stellte die Figuren. Dann setzte sie sich dem Bruder gegenüber.

Der Alte rauchte und las, die Wanduhr tickte, die Ahne nickte, und nur zuweilen kam's halblaut von den Lippen der Spieler: „Schach!" —

Nach einer Weile hob der Schloßpfleger das Haupt und fragte: „Wie geht's dem Bürgermeister?"

Sogleich rückte der Sohn den Stuhl und antwortete ehrerbietig: „Schlecht, Herr Vater; 's ist wohl keine Hoffnung mehr vorhanden."

Der Alte nickte nachdenklich, paffte ein paarmal und sagte mehr zu sich selbst als zu den andern: „Dann wird der Haltenfest Regierender."

„Davor woll' uns Gott in Gnaden bewahren!" fuhr es dem Ratsschreiber heraus.

„Dich werden die Bürger ja wohl nicht fragen?" warf der Schloßpfleger verächtlich hin.

Der Ratsschreiber duckte sich und schwieg.

„Und was hast du gegen den Haltenfest, wenn ich fragen darf?"

„Ich — Herr Vater? Die Leute sagen, er ist ein Fuchs."

Der Alte erhob sich und ging ein paarmal auf und ab. Dann stellte er sich vor den Sohn und sagte drohend: „Ein Fuchs ist ein hinterlistiges Vieh, du aber sollst ehrerbietig reden von deinen Obern!"

Der junge Mann erhob sich und stotterte Unverständliches. Die Großmutter aber rief: „Ei Herr Sohn, er hat Euch ja nur erzählt, was die Leute reden."

„Es geht wider den Respekt", grollte der Schloßpfleger. „Alles beruht auf dem Respekt, und

ich will nicht, daß man den Respekt vergißt, wenn ich in der Nähe bin."

„Aber Herr Vater!" Das Töchterlein lachte hell auf. „Der Haltenfest sieht doch wirklich aus wie ein Fuchs!"

„Und du hältst erst recht den Schnabel!" sagte der Alte; aber seine Stimme klang nun nicht mehr so hart wie vorhin.

Schweigend setzte sich der Ratsschreiber.

Der Alte rauchte und las, die Wanduhr tickte, die Ahne nickte, und nur zuweilen kam's halblaut von den Lippen der Spieler: „Schach —!"

*

Der Mond lugte über die Ringmauer, stieg höher und höher und lugte über die Dächer hinein in den Schloßhof. Da blitzte ihm der Wasserstrahl des Röhrenbrunnens entgegen, da leuchteten die Säulen und Bogen der gelben Laubengänge, da starrten die mächtigen Hirschgeweihe an den weißen Mauern des Palasses. Und langsam glitt das Mondlicht über die Fenster und ergoß sich in die hohen Säle, glitt über Hausrat und über Gemälde. Un=

aufhörlich ging das Gemurmel des Brunnens im Hofe. Nichts aber rührte sich in den verödeten Sälen, niemand bückte sich und niemand blähte sich — und es war auch niemand, der gelacht oder geweint hätte zwischen den geschnitzten Truhen, unter den finstern Ahnenbildern. Lust und Schmerz waren auf immer verbannt aus dem verwunschenen Schlosse. Der Brunnen murmelte, als wollte er weiter erzählen von alten Geschichten, Tiere der Nacht strichen hin und wider im Mondlicht. An der Bergeshalde, zwischen Schloß und Stadt, wiegten große Bäume leise ihre Wipfel. Höher und höher stieg der Mond und übergoß zuletzt mit seinem Glanze auch die Fenster über dem Steilhange des Berges — viele Fenster, drei Reihen übereinander. So ragte das öde Herzogschloß in der Mondnacht über der Stadt, so standen die Bäume unter seinen Fenstern auf Wache — so war's, als ob Frau Vergangenheit erwacht wäre und mit silberhellen Augen aus allen Fenstern hinausblickte über die roten Lichtlein der Stadt, über den blinkenden Strom ins wellige Land.

Schloßpflegers Mutter wollte schlafen gehen, und die blonde Enkeltochter bot ihr den Arm. Lang=

sam schritten sie bis an die Schwelle der Kammer. Dort wandte sich die Greisin zu Sohn und Enkel zurück, lächelte geheimnisvoll und sprach: „So liegen sie alle und schlafen, die mit mir jung gewesen sind." Sie neigte das Haupt und hielt die flache Hand an ihre Stirne, als besänne sie sich. „Und warum sollte ich mich fürchten?"

„Was meint die Frau Mutter?" fragte der Schloßpfleger und sah von seinem Buche auf.

„Im Friedhof bei Sankt Martin sind viele Gräber", murmelte die Ahne. „Und viele Leute habe ich gekannt, die jetzt dort ruhen. Der Mondschein liegt auf ihren Gräbern. Ich fürcht' mich nicht."

Der Alte stand auf: „Und wir wollten Euch doch so gerne noch hegen und pflegen —!"

Da lachte sie wieder ganz leise vor sich hin: „Weiß ich, mein lieber Sohn. Aber gerade davor täte mir grauen — es wäre mir ärger als der Tod —"

„Frau Mutter?" fragte der Pfleger.

„— wenn ich hinfällig würde und läge Monat um Monat, Jahr um Jahr und müßte mich lassen heben und tragen."

Damit ging sie am Arm der Enkeltochter zu Bette.

Nach einiger Zeit kehrte das Mädchen zurück und winkte dem Bruder.

Wortlos erhob sich der Ratsschreiber und ging auf den Fußspitzen hinaus in die Kammer.

Die gelbe Flamme eines Lämpchens erhellte notdürftig den Raum.

„Komm, Lieber, und rücke den Schemel her zu mir!“ bat die Greisin in ihrem Bette.

Da nahm er den Schemel, setzte sich gleich einem Kinde neben ihr Lager und wollte ihr sein Erlebnis erzählen.

Sie suchte mit der kleinen, welken Hand nach seinem Haupte und fuhr liebkosend durch seine Locken. Der große Mann aber ließ sich's gefallen.

„Armer Bub!“ murmelte sie nach einer Weile.

„Er meint's ja nicht böse“, kam es langsam von seinen Lippen.

„Das brauchst du mir nicht zu sagen, das weiß ich selbst. Aber es ist doch vom Übel, wenn's also steht zwischen Vater und Sohn“, sagte sie traurig. „Du — darfst dir's nicht gefallen lassen“, raunte sie eifrig.

„Aber Frau Großmutter —?"

„Du bist ein Mann wie er! Tritt ihm nur einmal — hörst du? — nur einmal entgegen und —"

„Frau Großmutter, wie könnt' ich —?"

„— nur einmal!"

Sie schwiegen beide. Dann sagte sie plötzlich: „Und glaubst du denn wirklich, daß ich's nicht weiß?"

Er fuhr empor, und sie zog ihre Hand zurück. „Was denn, Frau Großmutter?"

„O du grundgelehrter Mann — glaubst du, ich weiß es nicht, woran du Tag und Nacht denkst? O, sie ist gut und schön — aber Benno, du wirst kämpfen müssen — und du allein."

„Kämpfen?"

„Kämpfen, wacker kämpfen. Solch Kleinod fällt einem nicht von ungefähr in den Schoß."

Er stöhnte: „Kämpfen? Ich will aber nicht kämpfen."

„Der Mann muß kämpfen, ob er will oder nicht."

„Kämpfen — wer kämpft, hat Feinde. Ich aber will keine Feinde haben."

„Und willst ein Mann sein?"

„O, es ist so schön, in Frieden leben mit aller Welt.“

„So lang's geht“, sagte sie spöttisch.

Da gab er bitter lächelnd zur Antwort: „Und wo hätt' ich's lernen sollen — —?“

Er beugte sich tief hinab, tastete nach ihrer Hand und küßte sie: „Frau Großmutter, ich will ja immer zu Euch kommen, Ihr seid so klug, Ihr müßt mir raten. Wer sonst, als Ihr?“

Da nahm sie sein Haupt zwischen die Hände und liebkoste es. „Ich —? Je nun! — Armer Bub — ja, wenn sie so wäre wie deine Schwester, dann wäre mir nicht bange. Aber so! Und ich? Je nun, wer sagt dir denn, wie lange ich noch leben darf?“

„Nicht mehr leben — Ihr?“ Er schüttelte ungläubig den Kopf.

„Du meinst wohl, weil sie immer hinter dem Ofen gesessen ist, muß sie auch sitzen in Ewigkeit, amen?“ Sie lachte und sagte, so nachdrücklich es ihre Stimme erlaubte: „Benno, werde hart!“

Leise ging der große Mann aus der Kammer.

*

Mitternacht war nahe, und wie Schnee schimmerte es auf den blühenden Obsthainen im Tale. Zwischen den Häusern der schlafenden Stadt schritten die Wächter im Lichte des Mondes.

Da stieg aus der Tiefe der Erde, da reckte sich und dehnte sich, da hauchte seinen Atem der Frost über das blühende Land in der funkelnden Mondnacht. Er streute seine Kristalle über die Wiesen am Bergstrome, er ließ die regungslosen Altgewässer zwischen den Rinnsalen des rauschenden Stromes erstarren. Aber noch immer leuchteten die Blüten unter dem Monde, noch immer strotzte das Laub an Busch und Baum.

Der Morgen graute. Ein zartes Rot färbte den östlichen Himmel. Der Mond erblaßte.

Die Sonne stieg empor; aller Augen senkten sich vor ihrem Lichte. Um die Wette mit den Blüten glänzte der Reif.

Auch das Kammerfenster der Greisin erglühte im Sonnenschein, und auf der hohen Stirne und den eingesunkenen Wangen der Schläferin lag freundlicher Schimmer des Lebens.

Höher stieg die Sonne, und die Glut im Fenster-

lein erlosch. Blitzblank erglänzten die runden Scheibchen. Aber nun war auch der freundliche Schimmer von Stirn und Wangen der Alten abgewischt. Mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen lag sie feierlich und still in ihren Kissen.

Leise öffnete sich die Türe der Kammer. Ein rascher Blick streifte über die Schläferin. Dann zog sich die Stirne des Mägdleins in Falten, das Brettchen in ihrer Hand zitterte, fast wäre die Schale mit der Milch auf die Dielen geglitten — groß und starr sahen zwei Augen hinüber auf das Lager. —

Es ward ein Rennen und Laufen im Hause des Pflegers; ein halbunterdrücktes Rufen, ein Flüstern und Raunen.

Am Fußende des Bettes stand der alte, finstere Mann und wischte verstohlen eine Träne von seiner Wange. Zur Seite des Bettes aber knieten die Geschwister. Die blonde Kleine hatte das Gesicht in ihren Händen verborgen und schluchzte; der lange Schreiber sah mit überquellenden Augen unverwandt auf das friedliche Antlitz der Toten.

Und ruhelos wie gestern und ehegestern murmelte der Brunnen draußen im Hofe.

Höher stieg die Sonne. Da senkten sich die reifbedeckten Blüten, da rollten sich die Ränder der zarten, weißblinkenden Blätter.

Es war aus Abend und Morgen ein neuer Tag geworden. Das Gestern war wieder einmal versunken im Dämmerlichte — versunken hinter einem grelleuchtenden Heute. Und doch liefen von diesem Gestern unzählige Fäden herein in das Heute und hinaus in das Morgen und Übermorgen — Fäden, viel feiner und doch auch viel stärker, als jemals ein Faden hervorgewachsen war zwischen den Fingern der toten Ahnfrau.

Um die Mittagszeit waren die Blüten verwelkt, und schlaff und schwarz hingen die Blätter an den Zweigen.

Der Reif war in die Hoffnung gefallen.

II.

Verödet ist das Haus, über dessen Schwelle ein geliebter Toter getragen wurde.

Seit einer Woche ragte das kleine Holzkreuz, das man einstweilen auf das Grab gesteckt hatte, trübselig, kaum zur Hälfte über die braunen Erdschollen empor.

Im Hause des Schloßpflegers bewegten sich die Türen in ihren Angeln wie immer, und wie immer knarrten die alten Fußböden. Die Leute gingen ihrem Tagwerk nach, sie aßen, sie ruhten; aber zuweilen konnten sie's nicht glauben, wähnten des Morgens, nun müsse sie doch endlich leise husten im Stüblein, richteten unter Tags den Blick wieder und wieder nach ihrem verlassenen Lehnstuhl. Und des Abends wäre der Schreiber so gerne auf den Fußspitzen in ihre Kammer gegangen, hätte raunend begonnen: Frau Großmutter, laßt Euch erzählen —! Aber es winkte ihm niemand. Beim trüben Talglichte saß

die Schwester und spann, und der finstere Alte brütete über seinem Folianten und sprach noch weniger als sonst.

Verödet ist das Haus, von dessen Schwelle sie einen geliebten Toten getragen haben — verödet, und wenn es voll wäre von Leuten und wenn es der Palast eines Königs wäre in wimmelnder Stadt.

— — — — — — — — — — —

Die Tage kamen und gingen.

Wieder einmal hatte der Ratsschreiber im düstern Gewölbe nach dem Briefe gesucht. Bestäubt stieg er die Treppe empor und ging mißmutig in seine Stube.

Er stand noch am Tischlein neben dem Ofen und wusch seine Hände. Da klopfte es, und ein klein alt Männlein kam herein. Das hatte den Mantel an, wie sich's geziemte, wenn ein Bürger ins Rathaus ging, und wartete nun bescheidentlich an der Türe.

Der Ratsschreiber trocknete seine Hände und fragte halb rückwärts über die Schulter freundlich: „Womit kann ich Euch dienen?"

Da kam der Greis mit unsicheren Schritten näher. In der Mitte der Stube schlug er den Mantel=

kragen über die Schulter, bückte sich und begann mit dem Finger auf dem Fußboden zu zeichnen. Und mit eintöniger Stimme gab er die Erklärung: „Seht, Herr, dahier an der Bergleite steht meine Schwaige und dahier läuft mein Brunnen. Und dahier, oberhalb mei'm Anwesen, ist der Garten vom gnädigen Herrn Amtskastner und dahier" — nun stieß er mit dem Zeigefinger heftig auf den Fußboden — „dahier ist der Quell im Garten vom Herrn Amtskastner."

Der Ratsschreiber hatte ihm verwundert zugesehen. Jetzt aber sagte er: „Ja so, Ihr seid wohl der Konz Weber?"

„Der bin ich", antwortete der Greis und richtete sich auf. Dann bückte er sich wieder und fuhr fort zu zeichnen. Und in abgerissenen Sätzen kam's hervor: „Wenn's noch eine Gerechtigkeit — gibt — in der Stadt — so darf er mir den Quell nit abgraben, daß er seinen Springbrunnen — kann springen lassen. Weiß schon — was er — was er will, der Herr Amtskastner — alles rundum hat er aufkauft — dahier auf der rechten Seiten — dahier auf der linken Seiten — dahier oben — dahier

unten, alles ist sein, bis auf die Zufahrt zu meiner Schwaigen — und jetzt will er mir's Wasser abgraben — und —." Erschöpft hielt er inne und richtete sich empor. Sein Antlitz war dunkelrot, und wortlos bewegten sich seine Lippen.

Der Ratsschreiber rückte einen Stuhl. „Setzt Euch!" Und nach einer Weile fragte er freundlich: „Ei, der Herr Amtskastner wird ja wohl noch mit sich reden lassen?"

„Reden lassen? Die Schwaige will er", sagte der andre mit dumpfer Stimme und starrte gradaus, am Schreiber vorüber. „Für sein' Lustgarten will er die Schwaige. Und was so ein Großer will, das setzt er durch. Da hilft alles zusammen. Und wir haben eine Verschreibung gehabt über den Wasserlauf, weil er schon strittig gewest ist zu meines Großvaters Zeiten mit dem Nachbarn, der wo damals die obere Schwaige gehabt hat, dahier wo jetzt dem Herrn Amtskastner sein Gartenhaus steht. Und wir haben auch recht behalten, und also ist der Brief erricht' worden. Aber der Brief ist verbronnen Anno neunzig. Und sagen's aber alle, daß jeder Brief dreimal geschrieben wird, und wird einer hinterlegt

im Rathaus bei Euch. Und ich möcht' gar schön bitten, sucht mir den Brief, der wo bei Euch liegt im Rathaus."

„Wenn wir nun aber den Brief nicht finden, guter Freund?"

„Ach was, nit finden? Das gibt's nit. Im Rathaus, da liegt doch alles am richtigen Fleck. Und gebronnen hat's auch niemalen im Rathaus seit Menschengedenken."

„Haben gar viele Briefe, und ist ja gar nicht bewiesen, daß Euer Brief hinterlegt worden ist. Und warum verkauft Ihr denn die Schwaige nicht um ein gut Stück Geld und setzt Euch in Austrag? Habt ja auch keine Kinder?"

„Weil ich nit will, und weil meine Alte nit will, und weil ich mir's nit abdrucken lassen will, und weil's nach Recht und Gerechtigkeit gehen muß in der Stadt", sagte der Bürger, warf den Mantelkragen zurück auf die Schulter, bückte sich zum Fußboden und begann aufs neue mit dem Finger zu zeichnen: „Dahier an der Bergleite steht meine Schwaige und dahier läuft mein Brunnen und dahier ist der Brunnquell, und den hat er mir ab'graben —"

„Was ich vermag, soll geschehen", sagte der Schreiber.

Der Alte richtete sich auf und sah ihn an mit weitgeöffneten Augen: „Vergelt's Gott!" murmelte er, wandte sich schwerfällig und ging langsam zur Türe hinaus.

*

Wiederum suchte der Ratsschreiber Tag um Tag.

Und am vierten Tage fand er den Brief.

Bestäubt, wie er aus dem Gewölbe gestiegen war, lief er den langen Gang hinunter zum Ratsherrn. Vor der Türe aber blieb er stehen, besann sich und ging zurück in seine Stube.

Dort schrieb er lange Zeit.

Es war schon dämmerig im Gemache des Ratsherrn, als der Schreiber pochte.

Der lange, hagere Herr stand am Fenster und blickte durch die kleinen Scheiben hinunter ins abendliche Gewühle.

„Hier ist der Wasserbrief des Konz Weber", sagte der Ratsschreiber.

Da wandte sich der alte Herr, kam die paar Schritte heran und streckte die Hand aus.

Der Schreiber verneigte sich und gab ihm die Urkunde.

„Also doch!“ murrte der Ratsherr.

„Konz Weber hat recht, Herr Haltenfest,“ meinte nun der Ratsschreiber bescheiden.

„Ei was!“ schrie der Ratsherr und warf das Pergament auf den Tisch. „Recht — was Recht! Ein bockbeiniger Kerl ist er, sonst nichts.“

„Aber man kann ihn wohl nicht in seinen alten Tagen von seiner Schwaige drücken?“ wagte der Schreiber zu bemerken. „Und Ihr müßt ihn doch schützen und schirmen anstatt des Regierenden — nicht?“

Der Ratsherr riß am Klingelzuge. Lautlos kam der Diener und stellte zwei brennende Kerzen auf den Tisch.

Schweigend stand der Ratsschreiber an der Türe, während der alte Herr in den Akten wühlte. — „Dies hier hat Eile — und dies könnt Ihr auch bearbeiten — und die Steuerrechnung muß fertig werden, s' ist höchste Zeit!“

Der Ratsschreiber verließ mit einem Arm voll Akten die Stube.

— — — — — — — — — — —

„Habt Ihr's schon gehört, Herr Ratsschreiber, das Neueste?" fragte am nächsten Tage der Ratsdiener. „Der Herr Amtskastner will sich verändern."

Der Ratsschreiber sah flüchtig von seinen Akten hinüber auf den kleinen, dicken Mann.

„Jawohl, und heut abend soll der Verspruch sein."

„Mit wem denn?"

„Nu, mit wem denn? Ei, der Herr Ratsschreiber lebt freilich hoch über der Stadt im ewigen Frieden, sonst hätt' er's die Spatzen wohl auch schon pfeifen hören. Mit der Ältesten vom Herrn Haltenfest — na, und warum denn nicht? Seht, da heiraten die zwei schwersten Geldsäck' in der Stadt zusammen, und das muß doch die Engel im Himmel freuen. Und — ei, wie lang wird er's denn noch treiben, der alt', krank' Herr Bürgermeister, und nachher — ei, wer wird dann Regierender, wer anders als der fürnehme und weise Johann Baptist

Haltenfest? Haltenfest — 's gibt doch spaßige Namen: Könnt' einer 'leicht einen schönern Namen haben, einer, der jeden Nutzen festgehalten hat sein Lebtag?"

Damit nahm er ein Aktenbündel und ging aus der Türe.

Der Ratsschreiber blickte ins Leere. Und drei Gestalten traten vor seine Seele. Der hagere Haltenfest mit der scharfgekrümmten Nase und den kleinen Augen unter den buschigen Brauen, der behäbige Kastner mit dem roten, glatten Gesicht und den weitabstehenden Ohren und der alte Konz Weber. Und er sah, wie Konz Weber den Mantelkragen zurückwarf, sich schwerfällig bückte und sein Recht auf den Fußboden zu zeichnen versuchte.

Da schlug sich der Schreiber mit der flachen Hand vor die Stirn und murmelte: „Also deswegen!"

# III.

Andere Tage kamen und gingen. Und endlich ward ein Sonntag-Morgen.

Die hohen Dächer der mächtig breiten Hauptstraße, Altstadt genannt, blinkten im Sonnenlichte, blinkweiß leuchtete die westliche Reihe der Häuser; im Schatten standen die östlichen, das alte Rathaus, die alten Geschlechterbauten, der Laubengang, der sich unter diesen die Straße entlang hinzog.

Geputzte Leute schritten ehrbar zur Kirche, und feierlich klang das Glockengeläute hinaus in die lichtgrüne Landschaft.

Weit offen standen die Torflügel des Domes; in buntem Gewimmel drängten sich die Andächtigen die Stufen empor — Alte und Junge, Reiche und Arme. Alle strebten sie aus den Niederungen des Lebens, aus Lärm und Schmutz des Werkeltages hinein in den kühlen, weihraucherfüllten Sonntagsfrieden der Kirche. Klein und zierlich funkelte das Goldkreuz des riesenhohen Turmes in der flimmern-

den Luft. Immer noch tönten die Glocken, und aus Gassen und Gäßlein kamen die Menschen.

Dann wurde es allgemach stille in der breiten Altstadt, und leise verklang das Glockengeläute. Unter dem spitzbogigen Portale drängten sich noch die Allerletzten. Und es war von ferne anzusehen, als hinge ein Klümpchen Bienen am Schlupfloche des Korbes. Dichtgedrängt standen die Andächtigen drinnen zwischen den himmelanstrebenden Säulen, und nur mit Mühe gewannen die draußen den Zugang. Aber auch das dunkle Klümpchen im Portale ward kleiner und kleiner, und endlich fand das letzte Weiblein sein Unterkommen im Heiligtume des Herrn.

Ein paar Bettler hockten auf den Steinbänken im Portale, zählten die Ernte in ihren Hüten und schielten mit neidischen Blicken über die Hüte aufeinander.

Zitternd war der Nachhall der Glocken erstorben; Orgelspiel tönte aus dem Dome. Weiße Tauben kamen mit rauschendem Flügelschlage, drängten sich vor den Eingangsstufen und pickten zwischen den Pflastersteinen.

Da bog in Eile der Ratsschreiber aus der engen Gasse. Fast wäre er an einen gerannt, der am Kirchenportale seinen Weg kreuzte und ihn lachend an beiden Armen packte: „Spute dich, spute dich, Schreiber!"

„Du bist's, Doktor?" Der Ratsschreiber wollte sich losmachen.

Aber der andere hielt ihn fest.

„Laß mich, Doktor — oder komm auch mit, kann dir nicht schaden."

„Tut mir leid, Schreiberlein. Hab' auch Gottesdienst — muß einen Kranken besuchen. Bete du für meine arme Seele." Er gab ihn frei, lachte und raunte: „Wirst aber selber nicht viel Zeit haben zum Beten, armer Kerl. Mußt nun stehen hinter der Säule links —"

„Doktor!"

„mußt stehen und den Hals verdrehen, wenn sie singt hoch oben auf der Orgel. Und sie singt wahrhaftig schön, das muß ihr der Neid lassen, deiner schwarzen Anna Renata."

„Doktor —!" Der Ratsschreiber stampfte.

„Ruhig, Schreiberlein. Als ob dein bester Freund nicht wissen dürfte, was — — ei, frag' doch die Bettelbrüder dort auf den Bänken, ob sie's nicht wissen!"

„Doktor — weiß ich's doch selber nicht!" stieß der Ratsschreiber heraus, wandte sich ab und ging die Stufen hinan.

Lachend setzte der Doktor seinen Weg fort.

— — — — — — — — — — —

Aus einem Hause der oberen Altstadt trat ein hochgewachsener, vornehmer Mann auf die leere Straße. Er trug den Kopf gesenkt und hatte den Hut unter den Arm gesteckt. Also barhäuptig ging er mit hastigen Schritten in den obern Laubengang, kam zur Martinskirche, ging durch die pickenden Tauben und verschwand in der Dunkelheit der unteren Bögen.

Er eilte zwischen den geschlossenen Kramläden seinem Ziele entgegen. Doch als er sich dem Ende des Bogenganges näherte, wurden seine Schritte langsam und schleppend.

Er stand nun an einem hohen, rundbogigen Einfahrtstore, blickte scheu hinaus ins Freie, blickte

zurück auf den Weg, den er gekommen war, griff mit einem jähen Entschluß nach dem Türklöppel und stieß ihn auf den metallenen Knauf.

Nach einer Weile kamen aus der Tiefe klappernde Schritte, am Guckloche, das schräg neben dem Tore aus der starken Mauer gähnte, ward ein Schieber geöffnet, schwere Riegel wurden zurückgezogen, und wortlos betrat der Vornehme den dunkeln Hausflur. Ein kleiner, verwachsener Knecht schloß das Tor und ging voran. Hastig folgte ihm der Gast zwischen den scharfriechenden, hochgetürmten Lederballen, vorbei am Kruzifixus, über dessen geschwärztem Antlitz das trübe Flämmchen eines ewigen Lichtes flackerte. Dann knarrte die Türe.

Langsam ging der Knecht über den Hausflur in seine Kammer neben dem Tore zurück.

Hinten im Hofe murmelte ein Brunnen, auf den Dächern gurrten Tauben im Sonnenscheine. Über das feuchte Pflaster huschte lautlos eine Ratte herein auf die ausgefahrenen Bohlen des Hausflurs. Dann kam eine zweite hervor zwischen den Lederballen, und nun begannen sie zu spielen, balgten sich, schossen hinaus in den Hof und kamen quiekend

zu Dreien zurück. Plötzlich fuhren sie auseinander und versteckten sich zwischen den Ballen.

Aus der Hinterstube kam der kleine, dicke Lederhändler mit wuchtigen Schritten die Holztreppe herunter und wandte sich der Stiege zu. Vor dem Kruzifixus bekreuzigte er sich und begann die Treppe emporzusteigen. Aber schon auf der zweiten Stufe wandte er sich zurück, sah mit eingekniffenen Äuglein auf seinen Gast herab und fragte: „Es heißt, Ihr seid einer von den ältesten Geschlechtern in dieser Stadt?"

Der Vornehme antwortete nicht sogleich. Es war, als müßte er seine Gedanken gewaltsam hereinholen in den düstern Hausflur. Endlich brachte er mühsam hervor: „Man sagt, unser Geschlecht ist so alt wie die Stadt."

„Glaub's wohl", brummte der Lederhändler und stieg die breite Treppe empor. Dann wandte er sich wieder und sah schweratmend auf die hohe, gebeugte Gestalt seines Gastes hinunter: „Und ich bin ein Hereingeschmeckter, ein Hergelaufener in unserer Stadt —."

Der Vornehme schwieg und starrte auf die Stufen.

„Aber will mich deswegen einer gering achten?“ fragte der Dicke, und seine Stimme klang drohend. „Weil ich all mein Gut nicht Vater und nicht Mutter zu danken hab', sondern —“ er hob die Fäuste und hielt sie dem Gast vors Gesicht — „den zwei beiden da?“

„Gewiß nicht“, murmelte der Vornehme und starrte auf die Stufen.

„Kommt mit!“ rief der Lederhändler so herrisch, als riefe er seinem verwachsenen Knechte.

Der Gast zuckte zusammen. Aber gehorsam stieg er hinter dem Keuchenden die Treppe hinan, folgte ihm über den großen Vorplatz des ersten die zweite Treppe hinauf zum Vorplatz des zweiten Stockwerks und stieg geduldig hinter ihm die letzte steile Stiege empor unters Dach.

Der Lederhändler stand stille und hielt sich keuchend am Geländer. Dann stieß er eine Türe auf und betrat eine kleine Kammer. Unschlüssig stand hinter ihm der Gast und starrte mit finsterm Antlitz auf den rotwulstigen Hals des furchtbaren Kleinen.

Der schnappte noch immer nach Luft, patschte

seine Glatze, fuhr mit dem Finger rund um den Halsausschnitt seines Wamses, als wäre ihm alles zu enge, wandte sich und keuchte: „Kommt nur herein — in meinen — Ahnensaal!“ Er ging an die Wand, nahm einen Bauernhut vom Nagel, bückte sich und hob ein Paar genagelter, bös zerrissener Schuhe von den Dielen, griff in die Ecke zwischen Bett und Truhe und holte einen Bauernstecken hervor, hielt alles dem Gaste entgegen und stieß heraus: „Seht her — das ist mein — Helm — und mein — Schwert — und mein Roß — und so bin ich — vor dreißig Jahren —“ er lachte heiser — „eingeritten durchs Münchner Tor in die Stadt. Und also hab' ich mir das Haus da erobert.“

Er schnaubte, hing den Hut an seinen Nagel, stellte die Schuhe auf die Dielen und lehnte den Stab in die Ecke. „Das Haus da. Seh' ihn noch, als wenn's gestern gewesen wär', den alten dürren Huster, wie er aus der Ladenstuben kommt und hustet und den täppischen Bauernbuben von oben bis unten anschaut; steig' noch wie damals hinter ihm die Stiegen herauf; spür' noch meine wunden Füß' —. Wo seid Ihr, Herr, vor dreißig Jahren gewesen?“

Der Vornehme besann sich. Dann sagte er zögernd: „Da bin ich auf die hohe Schule nach Ingolstadt gezogen."

„Und ich", sagte der Lederhändler zum zweiten Male, „ich hab' mir das Haus da erobert. Ganz kleinweis angefangen — als Hausknecht. Das Haus und die Truhe vom Alten. Ist ja freilich auch ein Drache draufgesessen. Dürft mir's glauben" — zutraulich patschte er den Gast auf die Schulter, fuhr sich übers glatte Kinn und zwinkerte mit den Äuglein — „wie ich den gesehen hab', bin ich wahrhaftig erschrocken."

„Und habt sie dennoch geheiratet?" fragte der Gast mit unsicherer Stimme.

„Hab' mich nit gefürchtet vor der krummen Barbara. Und dann ist halt so eines aus dem andern gekommen, und zuletzt hab' ich die Tochter gehabt, und der alte Geizhals ist drüben an der Kirchenmauer von Sankt Martin gelegen. Hat ausgehustet gehabt. Na ja, zwanzig Jahr hab' ich sie hernach anschauen müssen —". Er lachte in sich hinein. Dann aber ballte er die Fäuste und sagte kurz und herrisch: „Ist auch vorübergegangen, wie alles in der Welt vorübergeht, und ist auch noch nit aller

Tage Abend. Und wenn einer eine Krumme gehabt hat, so kann er immer noch eine Grade kriegen. Aber kommt, Herr, wir wollen jetzt einen Becher Wein miteinander trinken."

Und schwerfällig schritt er seinem Gaste voran, die Treppe hinunter ins erste Stockwerk, öffnete die düstere Prunkstube und nötigte den Vornehmen über die Schwelle. Kühl und modrig war die Luft in dem vertäfelten Gemache, und unschlüssig blieb der Gast am Eingang stehen. „Nur herein!" rief der Händler und zerrte ihn am Ärmel hinter sich her.

„Die da vor mir gehaust haben, sind auch ein alt, vornehm Geschlecht gewesen", sagte er und wies auf die geschnitzten Wappen der Holzdecke und auf die dunkeln Ölbilder an den Wänden.

„Ich weiß", murmelte sein Gast.

„Und die Letzte von der ganzen hochnäsigen Sippe ist die krumme Barbara gewesen."

„Ich weiß", sagte der Gast mit tonloser Stimme.

„Seht, so geht alles in der Welt seinen gewiesenen Gang", fuhr der Lederhändler fort. „Hab' nit umsonst gelebt die dreißig Jahr und weiß, was ich weiß. Eine Zeitlang geht's aufwärts, eine Zeit-

lang bleibt's stehen, und dann geht's bergab — hilft euch kein Gott und kein Teufel. Wo sind sie denn, die vor hundert, vor zweihundert Jahren die Herren gewesen sind in den Häusern da hierinnen?" Er trat nun ganz nahe an seinen Gast. „In die engen Gassen an der Stadtmauer geht und fragt, wer da wohnt unter allerhand Volk. Und wetten, Ihr werdet so manch einen Namen finden, vor dem sich ehedem alles geduckt hat im Rathaus. Und darum ist's gut, wenn einer beizeiten —." Er wandte sich kurz ab und verriet nicht, was er für gut hielt beizeiten.

Vom Turme Sankt Martins kam tiefer Glockenklang, und andächtig schlug der Lederhändler das Kreuz. Dann ging er langsam in den Erker.

Auf dem gedeckten Tischlein im tiefen Erker glühte roter Wein in geschliffener Flasche. Zwei Gläser standen dabei.

Schwerfällig ließ sich der Händler auf das Polsterbänkchen nieder und lud den Gast auf das andere gegenüber, schenkte die Gläser voll, hob das seinige gegen das Fenster, kostete und schnalzte und trank dem Vornehmen zu.

„Jetzt fehlt mir nur eines." Er lehnte sich zurück. „Und wißt Ihr was?"

Der Gast stellte sein Glas auf den Teller und schüttelte das Haupt. „Ich dächte, Ihr habt alles —?"

„Alles, Herr?" Der Dicke fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund, grinste und schwieg.

Im Sonnenlichte standen die hohen Häuser drüben auf der andern Seite der Altstadt. Feierliches Glockengeläute kam von St. Martin, und auf der Straße wogte das festlich geputzte Volk. Unverwandt starrte der Händler durch die grünlichen Scheiben des Erkers hinüber auf die andere Seite der Straße. Dann hob er die Linke von der Tischplatte und begann mit der Rechten langsam an den Fingern der Linken zu zählen: „Groß muß sie sein, voll muß sie sein, schwarze Haare muß sie haben, so lang, daß sie sich draufsetzen kann, schwarze Augen — er leckte sich die Lippen — eine weiße Haut, wie Milch und Blut — und jung!"

Vornübergebeugt saß der Schuldner und sah verständnislos in das gierige Gesicht des Dicken, der unverwandt auf die andere Seite der Straße starrte.

Und nun folgte der schweigsame Gast den Blicken des Händlers — und seine Augen öffneten sich weit, sein Antlitz wurde aschgrau, seine schmalen Lippen preßten sich aufeinander. Denn da drüben im Sonnenschein ging stolz und groß im Schmucke ihrer schwarzen Haare, lächelnd, sich anmutig wiegend, heiter plaudernd neben dem langen Ratsschreiber — sein eigenes Kind.

Von der Seite her schielte nun der Dicke auf den unglücklichen Vater und schloß die Äuglein, faltete die Hände auf der Tischplatte und sagte mit Nachdruck: „So käm' dann alles von selber in Ordnung zwischen uns zweien."

— — — — — — — — — — —

Anna Renata!

IV.

Es war am Abende desselben Tages. Schräg her fielen die Strahlen der Sonne, und grausilbern schimmerten die Mauern des Herzogschlosses. Im lichten Grün prangte das weite Tal, und blinkhell strömte zwischen den Auen der Bergstrom.

Weiße Wölkchen zogen hoch oben in der blauen Luft, und aus den Kaminen der Stadthäuser stieg leichter Rauch empor. Kein Lufthauch bewegte die Kronen der Bäume am Schloßhange; aus weiter Ferne drang der Lärm spielender Kinder hinauf in den Frieden der Burg.

Über den Steilhang unter der Mauer des äußersten Burggärtleins flog mit leise klirrendem Flügelschlage eine schillernde Libelle, und hinter ihr rannte keuchend ein Knabe mit dem weißen Netze in der hoch erhobenen Rechten. Zweimal schlug er nach ihr, zweimal entrann sie. Aber sie war

müde und ließ sich zum dritten Male nieder auf den Rasen. Da kam der Knabe zum dritten Male und schlug sein Netz über das zierliche Geschöpf. Er sank in die Knie und hob das Netz. Doch als er sie greifen wollte mit ungeschickten Fingern, da entwischte sie, flatterte taumelnd empor an der braunen Ziegelmauer des Gärtleins und sank jenseits, nahe dem Turme, in einem feuchten Winkel ins Gras.

Krampfhaft bewegte sich ihr schillernder Leib, zuckend hoben und senkten sich die zerrissenen Flügel; sie war zum Tode verletzt.

*

Es war wieder eine Mondnacht wie damals. Der Brunnen im Schloßhofe murmelte, und an den weißglänzenden Palaswänden starrten die Hirschgeweihe — wie damals.

Eine Türe wurde geöffnet, rötlicher Lichtschein fiel aus Pflegers Hause auf das kunstvoll geschmiedete Eisen des alten Ziehbrunnens. Lachend und schwatzend kam Pflegers Töchterlein mit Anna Renata heraus, und hinter den beiden die hohe Gestalt des Ratsschreibers.

„Wozu die Laterne, Benno?" rief die Schwester über die Schulter zurück. „Scheint ja der helle Mond!"

„In den Torwegen ist's dunkel; Jungfer Anna Renata könnte straucheln", gab er zur Antwort und stellte die Laterne neben den Brunnen.

Die Blonde trat hinter den Gast, bückte sich nach ihrem Kleidersaume, schob sie lachend vor sich her und rief: „So trag' ich deine Schleppe, du Königin der Herzen —!"

„Laß doch!" wehrte Anna Renata und suchte ihr das Kleid zu entwinden.

„Und du, Bruder, kannst als Vorreiter voranhopsen!"

„Ich bitte dich!" flehte Anna Renata, und lachend ließ die Blonde das Kleid fallen, umschlang die Gespielin und zog sie fort: „Wir wollen auf den Söller steigen!"

„Jetzt, in der Nacht?" meinte Anna Renata zaghaft.

Da sagte der Ratsschreiber: „Jungfer, habt Ihr schon einmal vom Söller die Stadt im Mondschein gesehen?"

„Ich möchte wohl auf den Söller", hauchte sie.

„Ich auch!" rief die Blonde. „Und wißt Ihr, warum?" setzte sie geheimnisvoll hinzu. „Ich möchte ihr einmal begegnen!"

„Hedwig!" mahnte der Schreiber.

Anna Renata zitterte am Arm der Freundin. Aber sie zwang sich zu einem Lächeln und fragte: „Ei wem denn?"

„Der Herzogin Elsbeth, wem sonst?" lachte die Blonde.

Sie standen nun inmitten des mondhellen Hofes, und Hedwig löste den Arm von der Freundin, hob die Hand und sprach: „Dort oben in der zweiten Galerie kommt sie zuweilen. — Siehst du die Sonnenuhr? Sie kann die Stunde nimmer zeigen, seit man die Laubengänge vor den alten Palas gebaut hat."

Anna Renata schmiegte sich an die Freundin.

„Dort aus der Türe unter der Sonnenuhr kommt sie zuweilen in stillen Nächten; ihr Kleid ist weiß, und blonde Haare fallen ihr über den Rücken. Und weiß wie die Wand ist ihr schönes Gesicht. Lautlos kommt sie hervor und schließt die Türe.

Dann bleibt sie stehen vor der Uhr, hebt ihre Hand und fährt im Halbkreis über die Ziffern, wendet sich, gleitet die Galerie entlang und verschwindet in der Türe zum Söller."

„Hedwig!" mahnte der Ratsschreiber.

„Ihr seid ja bei mir!" hauchte Anna Renata.

Unbeirrt fuhr Hedwig fort: „Und auf dem Söller steht sie um Mitternacht, steht und winkt mit dem weißen Tüchlein hinaus über die Stadt."

„Warum winkt sie?" flüsterte Anna Renata.

„Ei, es ist doch Schön-Elsbeth, und sie winkt ihren Liebsten, den Pfalzgrafen, herbei und —"

„Sie steht heute gewiß nicht auf dem Söller", unterbrach sie der Ratsschreiber.

„Schön-Elsbeth!" flüsterte Anna Renata. Und nach einer Weile setzte sie hinzu: „Ich weiß nicht viel von den alten Geschichten. Ich weiß nur, daß sie ihn unsäglich geliebt hat." Und langsam hob sie das schöne Haupt zur lichterfüllten Galerie des zweiten Gadens empor.

„Und deshalb glaube ich auch nicht, daß sie ruhelos wandern muß", sagte der Schreiber. „Aber

beliebt's Euch, Jungfer, so wollen wir auf den Söller gehen, und da kann ich Euch die alte Geschichte erzählen."

„Mit Euch gar gerne", hauchte Anna Renata.

Sie tasteten sich die enge Treppe empor und traten hinaus auf den Laubengang des zweiten Gadens, öffneten die Türe und standen auf dem Söller.

Anna Renata hatte sich an die Freundin gedrückt und atmete schwer. „Schön-Else ist nicht heroben", flüsterte der Ratschreiber. „Wir sind allein."

Hinter fünf weiten Bogen dehnte sich das Land im weißen Lichte der Mondnacht. Nordwärts glänzte der vielgekrümmte Strom mit seinen zahllosen Altwassern und verlor sich in duftiger Ferne. Zur Rechten ragten die rostbraunen Turmhüte der Ringmauer empor, und hinter ihnen schoben sich die bewaldeten Hügel des Wildparkes ineinander.

Ein Käuzlein rief klagend aus dem grünschimmernden Buchenwalde zum Schlosse herüber, und die Mädchen schraken zusammen. Dann aber zog die Blonde ihre Freundin über das Ziegelpflaster zur Brüstung.

Schweigend standen die drei jungen Menschen nebeneinander und blickten hinab auf die schlafende Stadt.

Auf den Dächern blinkte das Mondlicht, und da und dort leuchtete ein hochgelegenes Giebelfenster vom roten Licht eines Lämpleins. Nahe aber, zum Greifen nahe, hob sich aus all dem Gewirre der Dächer das langgestreckte Schiff von Sankt Martin, und schlank und riesengroß, höher noch als der First des Schloßdaches, ragte der rötliche Turm in den klaren Himmel hinein.

„Man kann die Ziffern auf dem Uhrblatt lesen", flüsterte Anna Renata. Da fuhr sie zusammen; denn mit hellem Klange fiel der Hammer der Schloßuhr auf die Glocke, und elf Schläge tönten herüber. Dann kam elfmal tiefe Glockenantwort vom Turme Sankt Martins herauf. Eine kleine Gestalt bewegte sich langsam über den untern Turmkranz, und als die dröhnenden Schläge leise verklangen, hob der Mann sein Horn und sandte rauhe Töne zum Schlosse. Dann ging er weiter, und ganz gedämpft klang von der andern Seite des Turmes der Hornruf.

Anna Renata hatte sich über die Brüstung gebeugt und spähte in die grausige Tiefe. „Ich muß nun heim", sagte sie leise. „In meines Vaters Stube brennt noch Licht."

Mit gekreuzten Armen stand der Ratsschreiber und blickte traumverloren hinaus nach Norden.

„Erzähl uns von Schön-Else", bat die Schwester.

Da begann der Schreiber:

Der Herzog von Landshut, Georg benannt,
war krank und gedachte zu sterben;
er hatte Gold und ein herrliches Land —
nur keinen Sohn und Erben.

Und er sollte dies Land und den funkelnden Hort
— es war ihm wahrhaftig zum Lachen —
nach festem Vertrag und beschworenem Wort
dem verhaßten Vetter vermachen.

Er saß auf goldbeschlagenem Stuhl,
tat grimmig vor sich blicken,
verwünschte hinunter in Hölle und Pfuhl
den bayrischen Übel, den Dicken.

Er sann von früh bis in die Nacht,
er träumte bis wieder zum Morgen
und schlug die wilde Gedankenschlacht,
die Schlacht mit dem Haß und den Sorgen.

*

Da kam die Tochter in sein Gemach,
Schön-Else, die blonde, die feine,
und bot ihm den Becher und knickste und sprach:
„Herr Vater, ei labt Euch am Weine.

Ihn hat der pfälzische Vetter gesandt,
ich dächte, er könnte Euch munden.
Es wünschen die Leute im ganzen Land,
daß Ihr bald möget gesunden."

„Der pfälzische Vetter?" Es zuckte ein Strahl
tief unter der buschigen Braue.
Still glühte der Wein im goldnen Pokal,
und es lachten zwei Augen, zwei blaue.

„Der pfälzische Vetter? Ei, bist du ihm gut?"
„O Vater, mit Leib und mit Leben!"
„Dann reite der Pfälzer nach Landeshut,
dem Pfälzer will ich dich geben!"

*

In derselbigen Nacht fuhr der Alte empor —
ihm war, als hörte er sprechen:
Das Recht geht dennoch als Sieger hervor,
du darfst es nicht beugen, nicht brechen.

Die Kammer war hell vom himmlischen Licht,
ein Knäblein zupfte die Decke.
Der Alte tat, als hörte er nicht —
da war es auch, husch, um die Ecke.

*

Und so brachte der Bote auf dampfendem Roß
zum Rheine den Gruß und den Segen.
Da kam Herr Rupert ins hohe Schloß,
und der Herzog trat ihm entgegen —

und gab ihm die Tochter und gab ihm das Land,
und es schlugen wie lohende Flammen
die Herzen, die lange schon heimlich gebrannt,
die Herzen der beiden zusammen.

*

Die Jahre flogen wie lieblicher Traum,
und sie schenkte vier herzige Söhne,
junggrünende Sprossen am alten Baum,
dem Gatten, Frau Else, die Schöne.

*

Der Alte starb — und sie liebten sich sehr.
Da kam wie das dräuende Wetter
mit Waffengewalt die Straße einher
der betrogene bayrische Vetter.

Seine Reiter fraßen die Dörfer aus,
sie zerstampften die grünenden Felder,
die Bauern liefen mit Heulen hinaus
und verkrochen sich tief in die Wälder.

*

Herr Rupert stand gerüstet im Saal
und umschlang mit der eisernen Rechten
Jung-Else, das blonde, das traute Gemahl
und sprach: nun gilt es zu fechten!

Da hing sie zitternd an seinem Hals
und raunte mit Lachen und Weinen:
„Gott segne dich immer, herzliebe Pfalz,
dich und die sonnigen Kleinen.

Wir haben genossen die köstliche Zeit;
nun hat es sich jählings gewendet.
Ich aber folg' dir in Not und in Leid,
bis alles mit Ehren geendet."

*

Von Burg zu Burg flog Hörnerklang
im bayrischen Niederlande —
da kamen die staubigen Straßen entlang
die Getreuen im Eisengewande.

Sie ritten zum Herzogschlosse empor
im wogenden Waffengewimmel
und sangen aus ihren Kübeln hervor
ein trotziges Liedlein gen Himmel:

„Was kümmert uns Albel, der arme Wicht?
Hoch lebe Herr Rupert vom Rheine!
Den Albel von Bayern, den wollen wir nicht,
wir fechten für Else, die feine!“

So hallten die Höfe, so hallte der Hag;
Frau Else grüßte vom Fenster —
war weiß wie die Wand und schaute am Tag
hellseherisch ferne Gespenster,

und hörte aus all dem jubelnden Chor
auf einmal sagen und sprechen:
Das Recht geht dennoch als Sieger hervor,
du sollst es nicht beugen, nicht brechen!

*

Es tat Herr Rupert trotziglich
auf seine Binde schreiben:
‚Wär' alle Welt auch wider mich,
will dennoch Herzog bleiben.'

Er streute wie Körner aus voller Hand
sein Gold in die eisernen Haufen,
und sie klirrten mit Jauchzen im Sonnenbrand
hinaus, mit Übel zu raufen.

Und es rauchten die Dörfer landaus, landein,
es gellten die wilden Fanfaren —
die Wolken glühten im Widerschein,
die Raben flogen in Scharen.

*

Frau Else ging im Eisengewand,
war allen ein Wunder zu schauen,
und sie beugten sich willig unter die Hand
der schönsten, der tapfersten Frauen.

Doch heimlich pochte im harten Erz
der nimmer sterbende Jammer —
und heimlich trug sie das zuckende Herz
in ihre verschwiegene Kammer.

Frau Else auf den Knien lag
und stürmte den Himmel mit Weinen,
da kroch am hellen, am sonnigen Tag
die rote Pest an die Kleinen.

Sie würgte mit unbarmherziger Hand,
was sie nur konnte erreichen,
und glitt vom Schlosse hinunter ins Land
und ließ der Mutter zwei Leichen;

kroch leise weiter im nächtlichen Feld
und kam durch die grimmigen Wachen
und hob das Tuch an Ruperts Gezelt
und blies ihn an mit Lachen.

Da starb der Held nach kurzer Qual,
und ehe zwölf Tage vergangen,
hat ihn Frau Else, das treue Gemahl,
zu den Kindern bestattet mit Prangen.

*

Die Glocken dröhnten herab in den Chor,
es war als wollten sie sprechen:
Das Recht geht dennoch als Sieger hervor,
du wirst es nicht beugen, nicht brechen.

Es lief ein Zittern durch ihre Gestalt,
doch fest blieb Else, die Schöne,
und hob das Haupt und tat sich Gewalt
und liebkoste die weinenden Söhne;

und nahm des Toten blinkendes Schwert
und rief: „Ich führ' es zu Ende,
bis ich das Erbe unversehrt
gelegt in eure Hände."

*

Die Ritter hörten's und lobten sie sehr
und schwuren ihr doppelte Treue
und suchten mit einem gewaltigen Heer
den Albel von Bayern aufs neue.

Sie aber entfloh zur selbigen Stund
in die Kammer aus all dem Getriebe
und klagte: „O Rupert, ich gehe zugrund
an meiner unsäglichen Liebe.

Zuerst hat man den Pfahl geknickt,
nun wird auch die Rebe zertreten —
weiß wohl, weiß wohl, wer das geschickt,
und kann nichts mehr als beten.

Ich muß des toten Vaters Schuld
auf Heller und Pfennig bezahlen —
Herr bleib bei mir mit deiner Huld
in meinen letzten Qualen.'

*

Wohl stellten ihre Ritter sich
dem Übel mit Löwenmute —
es gab ein Fechten grimmiglich,
und die Felder schwammen im Blute.

Doch siehe, bei Übel und seinem Geschlecht
hielt strahlend auf dem Plane
mit offenem Helm das gute Recht
und trug ihm die flatternde Fahne.

*

Der Vollmond kam zum zweitenmal —
da waren die Pfälzer geschlagen,
da ruhte still, da ruhte fahl
auch Else auf dem Schragen.

*

Nun war der Hader in Blut ersäuft,
es gab nichts mehr zu morden;
vieltausend Gräber waren gehäuft,
und ein Volk war elend geworden.

*

Herr Albel kam mit seinem Troß,
es klirrte Bügel an Bügel,
da sank die Brücke vom hohen Schloß,
da sprangen die eichenen Flügel.

Herr Albel spähte im Abendlicht
vom Söller mit finsteren Blicken
und wischte sich heimlich übers Gesicht
und befahl, nach den Knaben zu schicken.

Schon stieg aus dem Tale die herbstliche Nacht,
da kam es getrippelt mit Weinen,
da hat man ihm die Knaben gebracht,
die Knaben der Else, die kleinen.

Die Luft war dick vom Brandgeruch —
sie hielten sich umschlungen
und warteten zitternd, bis ihm der Fluch
von den bärtigen Lippen gesprungen.

Er aber riß mit eigener Hand
einen Fetzen von seinem Kleide,
von seinem schimmernden Herzogsgewand,
und umhüllte und küßte sie beide.

Im Hofe auf hölzernem Schemelein
saß einer mit krummem Rücken
und wusch die Waffen vom Blute rein,
im Torweg an der Brücken;

und fegte sein Schwert im finsteren Tor,
tat summen und raunen und sprechen:
So geht das Recht als Sieger hervor,
du kannst es wohl beugen — nicht brechen.

Sie standen eine Zeitlang stille. Dann fragte Anna Renata schüchtern: „Habt Ihr das Lied erdacht?"

Der Ratsschreiber schwieg und sah hinaus ins Land. Seine Schwester aber sagte: „Natürlich hat's der Benno gemacht!"

„Wie bin ich froh, daß ich nicht Else heiße", sprach Anna Renata nach einer Weile.

„Warum nicht?" rief Hedwig und warf das Köpflein zurück.

Enge schmiegte sich Anna Renata an die Freundin und atmete tief auf: „Sie hat ja immer nur kämpfen müssen, die Ärmste —"

„Um den Geliebten!" rief die Blonde eifrig.

„Kämpfen und sorgen und leiden", flüsterte Anna Renata.

„O du, ich wollte wohl auch kämpfen um solch einen wie Rupert", lachte Hedwig und machte sich los.

„O nur nicht kämpfen müssen!" sagte Anna Renata ängstlich. „Und was haben sie denn gehabt? Waffenlärm und Sorge und Angst die wenigen Jahre lang!"

„Sich haben sie gehabt!" platzte Hedwig heraus. „Und das ist ihnen wohl Glück und Seligkeit gewesen mitten im Waffenlärm. Und was macht's auch, wenn Glück und Seligkeit nur etliche Jahre dauern? Ist's ja doch Glück und Seligkeit gewesen die Jahre lang!"

„O wie schrecklich!" hauchte Anna Renata.

„Aber so sag du doch auch 'was, Benno!" rief die Schwester ungeduldig. „Ohne Kampf keine Freude — nicht, Benno?"

Der Ratsschreiber schwieg, und seine Schwester ging auf die andere Seite des Söllers, lehnte sich über die Brüstung und spähte hinab in den Zwinger des Bären.

Anna Renata aber trat einen Schritt näher an

den Ratsschreiber und hauchte mit abgewandtem Gesichte: „Ich danke Euch."

„O, wenn es Euch gefallen hätte!" murmelte er mit gesenktem Haupte.

„Es ist mir wundersam zu Mut gewesen", sagte sie, wandte das bleiche Antlitz und sah ihn mit den dunkeln, schwermütigen Augen an.

Da hob er sein Haupt und erschrak.

„So kommt doch!" rief Hedwig mit verhaltener Stimme. „Wollen wir ihm nicht einen Besuch machen?"

Der Ratsschreiber tastete nach Anna Renatas Hand und fühlte den leisen Druck der kühlen Hand und sah wie verzaubert in die großen, schwermütigen Augen. Dann wandte sich Anna Renata, ging langsam über das Ziegelpflaster und spähte auch hinab auf den schlafenden Bären.

„Wir müssen gehen", mahnte der Ratsschreiber. „Ich will Euch den Steig hinunter geleiten, Jungfer."

„Wir wollen gehen!" sagte Anna Renata.

Sie tasteten sich die enge Treppe hinunter und traten hinaus in den Schloßhof. Wie ein Wiesel

huschte Hedwig hinüber zum Pflegerhaus und brachte die Laterne.

„Gute Nacht, Anna Renata! Und es ist doch Glück und Seligkeit gewesen, gerade weil's Kampf und Sorge gewesen ist."

„Ich könnte nicht kämpfen", hauchte Anna Renata. „Gute Nacht, Hedwig, schlaf wohl!"

Der Schreiber ging voran in den finstern Torweg. Das unstete Licht der Laterne irrte über die Pflastersteine; die Holzbohlen der Zugbrücke klangen hohl unter ihren Schritten. Mit leisem Knarren öffnete sich das enge, niedere Seitenpförtlein. Sie gingen über die äußere Brücke in den Vorhof und wandten sich talwärts zum Gangsteig.

Im Schutze der Mauer tastete er wieder nach ihrer Hand. Sie aber ließ die kühle Hand zwischen seinen warmen Fingern. Dann kamen sie hinter der Mauer hervor, und sie zog die Hand zurück, wich zur Seite und blickte scheu zur Pflegerswohnung empor. Blinkweiß schimmerte das mondbeschienene Schloß. Nur aus einem der Fenster fiel gelber Lichtschein; die andern alle spiegelten den Mond. Das beleuchtete Fenster öffnete sich, ein Köpflein

neigte sich heraus, ein weißes Tüchlein wehte, und eine schalkhafte Stimme rief halblaut herüber: „Gute Nacht, und bring sie brav heim, Bruder Benno, und bleib nicht allzulang aus!"

Anna Renata hob die Hand, winkte und gab mit ihrer tiefen glockenklaren Stimme den Gruß zurück. Aber leise setzte sie hinzu: „O Gott, ich glaube, sie hat es gemerkt!"

„Und wenn sie's gemerkt hat — die Hedwig verrät uns nicht; eher läßt sie sich totschlagen", sagte der Bruder.

„O gelt, Eure Schwester ist so mutig, so ganz anders als ich?" raunte sie. „Wißt Ihr, mutig bin ich kein bissel."

„Ihr seid doch ein Weib!" sagte er seufzend.

„Aber Schön-Else?" fragte sie ängstlich.

Er schwieg.

Sie kamen an das zweite Tor, und Benno pochte an den Fensterladen. Eine verschlafene Stimme antwortete, eine Bettstatt knarrte, patschende Sohlen liefen über die Dielen, und mit leisem Klirren öffnete sich in der finstern Tiefe das Pförtlein im starken Torflügel.

Abermals versuchte der Schreiber die Hand der Geliebten zu erfassen. Aber Anna Renata wich ihm aus, legte den Finger an die Lippe und raunte: „Ich bitt' Euch!"

Er murmelte etwas und leuchtete ihr die gewundene Treppe hinab.

„Wie schön!" flüsterte Anna Renata, faltete die Hände und sah mit weitgeöffneten Augen hinüber auf den mondbeglänzten Bergfried des Schlosses, der breit und massig aus dunkeln Büschen ins Licht emporragte — wie eine Sage aus ferner Zeit.

„Schön, ja wunderschön!" sagte der Schreiber.

Doch sein Blick haftete nicht an dem Riesen da drüben, sondern an dem Weibe zu seiner Seite.

Sie fühlte den Blick, sie raffte das Kleid und schritt hastig voran.

Noch einmal suchte der Schreiber am klirrenden Schlüsselbunde und öffnete die letzte Pforte im äußersten Torturm. Dann traten sie an das Türchen, das den Zugang zum Nahen Steig verschloß. Er öffnete, ließ sie vorantreten und setzte die Laterne zu Boden. Sorgsam sperrte er hinter sich ab.

Schrittweise gingen sie unter den hohen Bäumen

den Gangsteig entlang. Es war dunkel, und nur da und dort zitterte ein Strahl des Mondlichts auf dem Ziegelpflaster vor ihren Füßen. So gingen sie schweigend bis zu der Steinbank, an der sich der Gangsteig über Treppen zur Tiefe wandte.

„Wollen wir uns ein wenig setzen?“ fragte er leise.

Sie antwortete nicht, aber sie setzte sich gehorsam auf die Bank. Er ließ sich neben ihr nieder, zog sie an sich und sagte nur die zwei Worte: „Anna Renata.“ Dann streichelte er ihre Wange und küßte sie schüchtern auf den Mund.

Sie zitterte heftig, sie gab den Kuß nicht zurück, aber sie sträubte sich nicht.

Dann rückte sie ein wenig von ihm ab und tastete nach seiner Hand. Und so saßen sie Hand in Hand und wußten sich gar nichts zu sagen.

Süßer Blumenduft kam empor aus den Gärten am Fuße des Berges. Leuchtkäferchen flogen lautlos über der dunkeln Tiefe. Ganz von fern tönte das klagende Rufen eines Käuzleins.

„Fürchtet Ihr Euch nicht, Anna Renata?“

„Wie sollt' ich mich fürchten. Du bist ja bei mir.“

Es durchschauerte ihn. Sie hatte zum ersten Male Du zu ihm gesagt.

„Und ich bin doch so arm, Anna Renata. Und dein Vater ist reich. Was wird dein Vater sagen, Anna Renata?“

„Reich?“ Ihre Stimme zitterte. „Wer weiß? Aber wer denkt jetzt daran?“

Da bückte er sich und hob eines der leuchtenden Tierchen vom Boden, steckte ihr's mitten über der Stirn ins Haar und sagte: „O wie bist du so schön!“

Sie lachte: „Aber du siehst mich ja kaum.“

„Ich sehe dich seit Jahren Tag und Nacht vor mir, und wenn ich dich nicht mehr sehen könnte, dann wär's ganz Nacht um mich, Anna Renata.“

Sie drückte seine Hand und erhob sich. „Nun muß ich heim.“

Er wollte sie noch einmal an sich ziehen. Sie aber sagte ängstlich: „O nicht mehr, nicht mehr!“ Und gehorsam trat er zurück.

Ein Strahl des Mondes huschte über ihr stilles Antlitz, und seltsam glühte das Tierchen in den schwarzen Haaren über der weißen hohen Stirne.

Sie wandte sich und ging die Stufen hinab. Wortlos folgte er bis an die Pforte, die durch den Plankenzaun ihres Gartens führte. Sie zog einen Schlüssel aus dem Kleide; knarrend öffnete sich die Türe.

„In der Stube meines Vaters brennt noch immer Licht“, sagte sie ängstlich und gab ihm die Hand.

Still glühte es in den Haaren über ihrer Stirn. Ehrfürchtig beugte er sich herab und küßte die Hand.

Lange noch stand er und lauschte, bis ihre Schritte auf dem Pflaster vor dem Hause erklangen und bis die Türe sich hinter ihr schloß. Dann schritt er den Gangsteig zurück.

— — — — — — — — — — —

Anna Renata trat in die schwachbeleuchtete Schreibstube des Vaters und löste das Tuch von ihren Schultern.

„Du kommst aber spät, liebes Kind!“ sagte der alte Mann und sah von seiner Arbeit auf. „Man hat dich hoffentlich geleitet?“

„O ja, Herr Vater, man hat mich geleitet“, antwortete sie und wandte das Antlitz zur Seite. „Es war so schön dort oben!“

„Sind wackere Leute", murmelte er.

„Und Ihr sitzt noch immer vor Euern Rechnungsbüchern, Herr Vater?" Sie kam leise heran, fuhr zärtlich über sein kurz geschorenes Haar und beugte sich zu ihm herab.

„O — Kind —!" Es war ein Aufstöhnen, und es war ein scheuer, qualvoller Blick aus rotgeränderten Augen.

Erschrocken beugte sie sich noch tiefer herab und sah ihm forschend ins Angesicht. „Herr Vater — Ihr habt Sorgen — ich — weiß —!"

„Wie kannst du's wissen?" brachte er mühsam hervor.

„Gar wohl, Herr Vater. Seit einem halben Jahr ist alles ganz anders bei uns. Seit einem halben Jahre. Herr Vater — müssen wir kämpfen?"

„Kämpfen?" Er lachte bitter auf, und seine Hand ballte sich über dem Rechnungsbuche. „Es wäre mir eine Wonne, zu kämpfen, mein Kind."

„Aber, Herr Vater —?"

„Aber es ist mir gar nichts mehr zu kämpfen geblieben." Er griff nach ihrer Hand und stöhnte. „Setze dich!"

Gehorsam ließ sie sich auf den Schemel zu seinen Füßen nieder. Als wollte er sich an sie klammern beim Versinken, hielt er ihre Hand fest und begann mit abgewandtem Antlitz zu sprechen. Sie hörte ihm zu mit halbgeschlossenen Augen, regungslos. Nur als er den Namen seines Gläubigers nannte, zuckte sie zusammen und hauchte etwas Unverständliches. Er unterbrach sich und fragte: „Was hast du gesagt?"

„Der schreckliche Mensch, Herr Vater!"

„Er ist vielleicht gar nicht so schrecklich, wie du denkst, mein Kind." —

Und dann sprach er weiter, halblaut, stoßweise, als gälte es eine Beichte. Und wieder hörte sie zu mit geschlossenen Augen, regungslos. Plötzlich aber fuhr sie empor und richtete die weitgeöffneten Augen auf ihren Vater und murmelte: „Wie — habt — Ihr — gesagt?" Mit abgewandtem Antlitz wiederholte er seine Worte. Da zog sie die kalte Hand aus der Hand des Vaters. Sie faltete ihre Hände im Schoße, und ihre Zähne schlugen aufeinander, als sie ihn fragte: „Und nur so kann Euch geholfen werden, Herr Vater?"

Leise, dringend sprach der alte Mann, und es war, als säße nun der Dritte am Tische, der Händler.

Die Talgkerze brannte herab, und ein glühender Räuber hing an ihr hernieder. Totenbleich saß Anna Renata, bis der Vater geendet hatte. Dann schwankte sie aus dem düstern Gemache, tastete sich die Wand entlang nach ihrem Stübchen und sank lautlos auf ihr Bette.

— — — — — — — — — — —

Wie im Traum ging der Schreiber im Mondlicht über den Schloßhof. Und leise steckte er den Schlüssel in die Haustüre.

Auf der Treppe im Hausflur saß Hedwig, und neben ihr flackerte das Flämmchen der Laterne. Als er auf den Fußspitzen hereinkam, stand die Schwester auf, trat vor ihn und sah mit leuchtenden Augen zu ihm empor: „O Benno — ich weiß!“

„Aber Hedwig —!“

„O Benno, wie mich das freut!“

— — — — — — — — — — —

Im Burggärtlein draußen, im feuchten Winkel neben dem Turme, kauerte die todwunde Libelle. Fledermäuse strichen an den Mauern hin, Glühwürmchen flogen über dem taunassen Grase. Nur ganz von ferne klang aus der Tiefe des Tales der Singsang der Frösche.

Da kroch eine dicke Kröte schwerfällig über den vermoosten Rasen im dumpfigen Winkel und erspähte die flügellahme Libelle.

V.

Es war ein trüber Vormittag.

Mit rotem Gesichte, keuchend unter der Last ihres Marktkorbes, kam die Magd in die Küche, setzte den Korb auf die Bank, wischte sich die Stirne und lachte blöde: „Na, Jungfer Hedwig, hab' ich aber g'horcht, und so 'was hört man halt auch nit alle Tag. Wundert mich schon recht, muß ich sagen. Hab' mir was ganz was andres eingebildet — oder wißt Ihr's 'leicht gar schon?"

Hedwig hob den Korbdeckel und nahm das Brot heraus, das zu oberst lag. Dann fragte sie über die Schulter zurück: „Was soll ich wissen?"

„Daß der Lederhändler untern Bögen heut abend mit der Jungfer Anna Renata Verspruch hält", rief die Magd und schielte auf ihre Herrin. „Und ihr Vater, der hochnäsige Herr, wird wohl wissen, warum er dem alten, reichen, schiechen Kerl seine Tochter an Hals wirft."

Hedwig zitterte, als sie das Fleisch aus dem Korb hob, und sie schluckte ein wenig, ehe sie mit fester Stimme sagte: „Das ist freilich eine Neuigkeit!“

„Wird wohl eine sein, Jungfer. Ob's aber auch jedermann freut? Da haben's wieder viel zu reden, die Leut' in der Stadt.“

Hedwig erwiderte nichts. Und ihr Antlitz war unbewegt, als sie sich nun wandte und mit ruhiger Stimme sagte: „Verlobte müssen immer Spießruten laufen, das können sie nicht ändern. Aber nun schür Feuer, 's ist höchste Zeit.“

Dann ging sie in die Stube und setzte sich in den verlassenen Stuhl der Großmutter, faltete die Hände im Schoße und murmelte mit bebenden Lippen: „Ob er's wohl weiß?“ Und ihre Augen standen groß und starr unter der krausen Stirn, und schlaff herab hingen ihre Wangen. — — —

Später stellte sie sich mit gefalteten Händen ans offene Fenster und sah den Herrenweg hinunter. Und als sie endlich seine gebeugte Gestalt und sein verzerrtes Antlitz erblickt hatte, wandte sie sich und ging ihm bis vor das Hoftor entgegen.

Sie hängte sich an seinen Arm, wie sie so oft schon getan, und flüsterte ihm eifrig zu: „Nur den Leuten nichts zeigen, nur stark sein, Benno!“

Er aber murmelte mit trockenen Lippen: „Was scheren mich die Leute?“

„Doch, doch“, sagte sie eifrig; „wir leben mitten unter den Leuten, und es ist nicht einerlei, ob sie uns schwach oder stark sehen, Benno.“

Drinnen in der Stube nahm sie ihm den Hut ab, zog ihr Tüchlein aus der Tasche und wischte ihm die Tropfen von der Stirne: „Setze dich, Benno!“

Da ging er gehorsam zum Lehnstuhl der Großmutter und sank hinein.

Sie aber kreuzte die Arme auf dem Rücken und begann auf leisen Sohlen hin und her zu wandern.

„Du mußt nun zu ihr gehen, Benno!“

Er schüttelte den Kopf.

„Sie wird dich erwarten, Benno!“

Wieder schüttelte er den Kopf und starrte vor sich hin.

Dann zog er einen erbrochenen Brief aus der Tasche und gab ihn der Schwester.

Sie griff danach und las mit halblauter Stimme:

„Liebwerter Herr Ratsschreiber! Ihr werdet's ja schon gehört haben, wissen's ja viele Leut, kann nimmer geheim bleiben. Ist mir übel zu Mute, ja so übel, als müßt ich in Tod gehen. Und kann's Euch ja gar nicht alles schreiben, wie's 'kommen ist. Weil's nicht mein Sach ist, worum es sich handelt. Ist mir so weh im Herzen, nit zum sagen. Schreit in mir die eine Stimme, du mußt ihm treu bleiben, schreit die andere Stimme, du mußt deinem armen Vater gehorchen, weil's sonst kein Mittel und Weg gibt. Wenn ich könnt in Tod gehen, wäre mir besser zu Mute. Bitt Euch gar schön, denkt nimmer dran, lasset's vorbei sein und ganz vergessen. Hab's Euch ja ehe gesagt, daß ich nit kämpfen kann, wie Schön-Else. Und wollet mich halt ja nit verachten, das bitt Euch von Herzen. A. R."

Sie hielt den Brief mit zitternden Händen: „O du, Benno — und sag, was willst du nun tun?"

„Ich? Wo sie mir abschreibt?"

„O Benno, kämpfen!"

„Kämpfen!" sagte er und verzog das Gesicht.

„Jawohl, kämpfen! Wo sie dich noch immer so lieb hat."

Er schlug die Hände vors Gesicht und stöhnte. „Lieb hat und abschreibt. Jawohl, der andre ist halt reich, und ich bin arm. Das ist's."

„Pfui Benno! Blinder Benno, merkst du's nicht?" Sie fuhr mit dem Finger die Zeilen des Briefes entlang, und sie las ihm die Worte vor: „weil 's sonst kein Mittel und Weg gibt." Sie stand vorgebeugt und sann. „Benno — sag, hat denn nicht ihr Vater im Herbste soviel Geld verloren?"

Er horchte auf.

„O Benno, ich hab's. Ihr Vater —! Und ihr wird's das Herz brechen." Sie stampfte. „Benno, kämpfen mußt du!"

Er schwieg.

„Benno!" Sie hielt ihm die gefalteten Hände vors Gesicht. „Geh zu ihr, geh zu ihrem Vater — geh, geh zum andern und hilf ihr."

Er sagte mit klangloser Stimme: „Ja, und wenn es so ist, dann kann ich gar nimmer. Und wenn sie mich aufgibt —"

„Benno!" Sie hielt ihm zornig den Brief

unter die Augen. „Da steht's doch — und darf er denn seine Schulden mit seiner Tochter bezahlen?“

„Wenn sie mich aufgibt, dann muß ich's wohl tragen.“

„Aber Benno, du hast doch das Recht, du allein. Oder“ — sie sah ihn angstvoll an — „hast du sie nimmer so lieb?“

Da schlug er wieder die Hände vors Gesicht und stöhnte, erhob sich und ging aus der Stube.

— — — — — — — — — — —

Der Schreiber kam nicht zum Essen, und schweigend saßen Vater und Tochter einander gegenüber.

Nur einmal fragte der Vater: „Ei, warum ißt du denn nicht?“

Da fuhr sie zusammen und sagte mit niedergeschlagenen Augen: „Kann mich heute nicht zwingen, Herr Vater.“

Als aber die Magd den Tisch geräumt hatte und der Alte rauchend am Fenster saß, da kam Hedwig heran und begann leise: „Ich weiß uns nimmer zu helfen, Herr Vater.“

Und sie erzählte ihm alles, wie sie es wußte.

Der Schloßpfleger sah mit unbewegtem Gesicht zum Fenster hinaus und schwieg lange Zeit. Geduldig wartete sein Kind.

Endlich murrte er: „Und da soll nun ich etwa helfen?"

„Er ist Euer Sohn, Herr Vater."

„Mein Sohn!" murrte der Alte und begann in seinem Buche zu blättern.

„Jawohl, Euer Sohn, Herr Vater", sagte sie mutig.

Der Alte lachte. „Herrgott, wenn mir jemand hätte helfen wollen bei solcher Liebesangelegenheit!"

„Die Menschen sind verschieden, Herr Vater", wandte sie schüchtern ein. „Es kann nicht lauter Soldaten geben."

„Und da soll ich nun vielleicht zum einen gehen und soll ihm sagen, laß von der Jungfer, denn mein Sohn, der Federfuchser, hat ein Auge auf sie —?" Er lachte. „Oder zum andern und soll den Freiwerber machen?"

„Herr Vater —!" Sie faltete die Hände.

„Ist denn das auch noch ein Mannsbild?" fuhr der Alte auf. „Und weißt du denn, ob ich sie will als Söhnerin?"

„Herr Vater —?"

„Gleich und gleich — das ist mein Wahlspruch gewesen von jeher. Und was muß er sich an eine von den Geschlechtern hängen, mein Bub? Nu hat er's, und nun ist's recht so."

„Es mag einem der Hochmut vergehen im Unglück", bemerkte sie schüchtern.

„Für eine Zeit, kann sein. Aber der steckt ihnen im Blut und bricht immer wieder heraus. Können gar nichts dafür. Weil der Gockel ein Gockel ist, muß er krähen. Kann auch nichts dafür."

„Die Anna Renata ist nicht hochmütig, Herr Vater."

„Mag sein. Und weißt, warum?" Er lachte wieder. „Sie ist so weich, daß man sie aufs Butterbrot streichen könnt', und also passen die zwei allerdings vortrefflich zusammen."

„Nun also, Herr Vater!"

„Und gerade deswegen soll mich Gott verdammen, wenn ich mit einem Finger helfe zu dieser Sache", murrte er, hob sein Buch und begann zu lesen.

Hedwig wandte sich ab und ging aus der Stube.

*

Unten in der Gasse, am Eingang zum Nahen Steig, spielten die Kinder, und ihre Mütter hockten vor den Haustüren. Die Schwalben strichen jubilierend über die Dächer, und aus der Ferne kam leiser Glockenklang durch die laue Abendluft.

Hedwig eilte durch die Schar der spielenden Kinder, nickte den Weibern zu, strebte die enge Gasse entlang und verschwand im Hause Anna Renatas.

An der Treppe stand sie stille und lauschte. Droben war die Türe gegangen, und eine Weiberstimme wisperte: „Und is sie denn arg krank, Herr Doktor?"

Eine tiefe Stimme antwortete: „Sie muß sich etliche Tage ruhig halten, dann wird's schon wieder werden."

„Ach Gott, Herr Doktor", flüsterte die alte Magd, „ich weiß, was ich weiß."

„So behalt's bei dir, was du weißt", antwortete der Arzt.

Schritte kamen die Stiege herab. Da trat Hedwig unter das Ewige Licht, das vor dem Madonnenbilde hing.

„Herr Doktor —!"

„Ihr, Jungfer Hedwig?“

„Herr Doktor, Ihr müßt meinem Benno helfen!“

„Ist er krank, Jungfer Hedwig?“ fragte der Arzt und lauschte die Treppe empor. „Geh nur zurück zu deiner Jungfer!“ rief er hinauf. Da schloß sich droben die Türe.

„Herr Doktor, Ihr seid ja doch sein bester Freund!“ flehte Hedwig. „Und Ihr wißt auch alles — oder nicht?“

„Mehr nicht als die Leute wissen von seinen Heimlichkeiten, Jungfer Hedwig.“ Der Arzt lachte leise.

Hedwig faltete die Hände und blickte mit schwimmenden Augen zu ihm auf. „Ist sie schwer krank?“

„Es wird sich in ein paar Tagen geben.“

„Kann ich zu ihr?“

„Nein, Jungfer Hedwig.“

„Dann will ich zu ihrem Vater!“ raunte sie und ballte die Hände.

„Und wollt ihm seine Schulden bezahlen?“ flüsterte er.

„Dann muß ich — dann muß ich zum andern“,

sagte sie und atmete tief auf. „Jawohl — das muß ich!“

Er räusperte sich. „Aber vergebt, Jungfer Hedwig, warum denn Ihr und nicht — er?“

Sie schlug die Augen nieder. „Ach Gott, Ihr wißt ja, Herr Doktor. Seht, da muß einer fest auftreten und darf kein Bedenken haben und — und —“

Er raunte: „Bei Gott, ich weiß, dazu ist er nichts Manns genug.“

„O, Ihr täuscht Euch, Herr Doktor! O, er könnte schon, aber er will nicht“, flüsterte sie eifrig.

„Will nicht —?“

„Ach seht, er ist ja ein ganzer Mann. Aber der Herr Vater ist eben auch ein ganzer Mann, und da hat er nie aufkommen können neben dem Herrn Vater.“ Sie hatte es hastig herausgestoßen, als schämte sie sich für den Bruder.

Der Doktor lächelte: „Jungfer Hedwig, ich will's Euch sagen, was ich denke. Er sollte nun raufen. Aber das hat er ja nie getan. Er hat's nicht getan als Bub, und er hat's nicht getan auf der hohen Schule. Hat's wohl nicht not gehabt, weil

ihm alles glatt gegangen ist. Und jetzt, wo er sollte, da kann er's halt nicht."

„O, wenn ich ein Mann wäre!" stöhnte sie und sah ihm voll ins Gesicht. „Helft Ihr ihm, Herr Doktor!"

„Ich —?" Er lächelte. „Nein, Jungfer. In seine Liebessachen menge ich mich nicht. Und wenn ich Euch raten soll, dann tut Ihr's auch nicht. Und zu dem alten Untier wollt Ihr gehen?"

„O, ich fürchte mich nicht", raunte sie mit zitternden Lippen. Und wieder füllten sich ihre Augen mit Tränen.

Nachdenklich sah er sie an. Dann wandte er sich ab und flüsterte, als spräche er zu sich selbst: „Es wär' zum Lachen, wenn's nicht zum Weinen wär'. Da droben liegt die eine und rührt keinen Finger gegen ihr Schicksal, und noch weiter droben sitzt der andere und läßt sich's ohne Willen gefallen, was man ihm antut. — Ihr aber — —"

„O Herr Doktor, er kann gewiß nichts dafür", sagte sie eifrig.

„Ihr seid eine tapfere Jungfer. Aber glaubt mir, es wird ihm wenig nützen. Und nichts für un-

gut, Jungfer Hedwig." Er hielt ihr die Hand hin, und sie legte ihre kleine, feste Hand hinein.

„So muß ich meinen Weg machen, Herr Doktor", sagte sie und atmete tief auf.

Sie stand in dem dämmerigen Zimmer des Lederhändlers, nahe an der Türe. Der Alte aber lehnte am Tische, mitten in der Stube. Sein dickes, rotes Gesicht war ganz im Schatten. Auf ihrem Gesichtchen aber leuchtete noch ein schwacher Abglanz des verglimmenden Tages.

Der alte Mann patschte sich mit der flachen Hand die Glatze. Und fast wie vorher der Doktor, so sagte auch er: „Ihr seid eine tapfere Jungfer. Und warum wollt Ihr mir denn die Ruhe aus meinem Hause tragen? Ihr kennt das Sprichwort? Ei so setzt Euch!"

Hedwig rührte sich nicht.

Der verwachsene Knecht brachte einen Doppelleuchter mit brennenden Wachskerzen, stellte ihn auf den Tisch und tappte aus der Stube.

„Was ich Euch zu sagen habe, das kann ich auch stehend sagen", antwortete sie.

Der Alte war zur Seite getreten, und das volle Kerzenlicht fiel nun auf ihre erregten Züge.

Da ging er um den Tisch herum, rückwärts gegen den Erker zu. „Ihr habt mir ja schon alles gesagt", lachte er.

„Daß es gegen Recht und Gewissen ginge", rief Hedwig.

„Recht?" Der Alte kam nun wieder langsam zum Tische vor, stemmte die kurzen Arme auf die Platte und grinste über die brennenden Kerzen auf seinen Besuch hinüber. „Gewissen?"

„Ja, gegen Recht und Gewissen!" sagte sie mit hocherhobenem Haupte und faltete langsam die Hände unter der Brust.

„Ihr seid aber ein sakrisch sauberes Weibsbild", knurrte nun der Alte und kam leise, wie ein großer Kater, mit funkelnden Äuglein um den Tisch herum.

Das Blut stieg ihr ins Gesicht, und sie trat einen Schritt zurück. So stand sie nun hart an der Tür und sagte: „Ihr wollt mich wohl nicht

kränken, Herr, wo ich in Herzensangst zu Euch gekommen bin?"

Er trat nun ganz nahe heran. „Kränken? Ei, wenn — wenn ich Euch früher so genau gesehen hätt', Jungfer, wer weiß, ob ich am Ende nit lieber Euch —?"

Sie tastete rückwärts nach der Klinke und sah mit entsetzten Augen in sein gedunsenes Gesicht — „Herr —!"

„Ich sag's ja, ein sakrisch sauberes Weibsbild!" raunte er, hob die Hand und wollte ihre Wange tätscheln.

„Scheusal!" keuchte sie, stieß mit der Faust nach seiner Brust, daß er zurücktaumelte, riß die Türe auf und rannte die Treppe hinab.

Sie lief zwischen den Lederballen zum Tore, sie rüttelte an der Klinke. Da kam der Knecht mit der Laterne aus dem Stübchen.

„Aufmachen —!"

Neugierig hob er das Licht. Dann aber schob er gehorsam den Riegel zurück.

Sie eilte den Laubengang hinauf. Da vertrat ihr einer den Weg. „Nun, Jungfer?"

„Alles umsonst gewesen, Herr Doktor."

„Hab's vorher gesagt."

„Ein Scheusal ist er — Herr Doktor!"

„Weiß ich, Jungfer. Doch daß Ihr so tapfer seid, das hab' ich, bei Gott, nicht gewußt."

„Gute Nacht!" Sie wollte an ihm vorbei.

„Erlaubt, daß ich Euch das Geleit gebe? Wir haben den gleichen Weg. Das Weib des untern Torhüters ist krank."

Sie eilten den Laubengang hinauf. Nach einer Weile sagte der Arzt: „Ihr Vater ist dem Händler mit Haus und Hof und Haut und Haaren verschrieben. Wenn der Händler den Finger krumm macht, dann muß er ins Elend."

VI.

Es war im Erntemonat. Mit Rauschen fuhr die Sense den ganzen Tag allüberall im welligen Lande durch das gelbe Korn und warf die schweren Halme zur Erde. Vom wolkenlosen Himmel brannte die Sonne auf die Strohhüte der Männer und auf die weißen Tücher der Weiber. Schwitzende Rosse zogen die ächzenden Wagen über die holperigen Wege.

Der Abend kam herauf, und im letzten Widerscheine der sinkenden Sonne funkelte hoch über den Dächern der Herzogstadt das Kreuz vom heiligen Martin.

Vor der Trinkstube der Kaufleute standen Weiber und Kinder und horchten auf das Gequieke der Pfeifen und Singen der Geigen und die schleifenden Schritte der tanzenden Paare. Lichtschein fiel aus den offenen Fenstern auf die dämmerige Gasse.

Der Händler feierte Hochzeit mit Anna Renata.

— — — — — — — — — — —

Es war Nacht geworden, und am schwarzen Himmel kamen die goldenen Sternlein hervor.

Das zweite Mahl war abgetragen, die Männer hatten ihre Pfeifen angezündet, und in einer schweren, dicken Luft saßen die Gäste an den langen, weißgedeckten Tischen.

Es ging ein Summen durch den niedern Saal, und das Licht der Wachskerzen spielte auf roten Gesichtern.

Da kam eine Weibsperson mit blühweißer Schürze herein. Die trug in verbundenen Händen einen Stoß irdener Teller.

Alle Gesichter wandten sich ihr entgegen.

Mit schwankenden Schritten ging die Magd bis in die Mitte des Saales, und was eine erfahrene Frau war im Kreise der Gäste, die fuhr nun mit den Händen an die Ohren. Das Gesicht der Magd grinste über die Teller hinüber zum Brautpaare — sie stolperte — — sie fiel mit einem langgezogenen Schrei der Länge nach zu Boden, und klirrend zerbrachen die Teller.

Anna Renata war heftig erschrocken; mit gesenktem Haupte, totenbleich, saß sie auf dem Brautstuhl und starrte in ihren Schoß.

Der Hochzeitlader tänzelte herbei, packte die Köchin am Arm, zerrte sie empor, zeigte allem Volk

ihre verbundenen Hände, schwenkte einen Zinnteller und begann mit schallender Stimme:

Sie hat gebacken, gebraten, gesotten
in heißer Kuchel am glühenden Herd
und euch, liebwerte Hochzeitsgäste,
mit Fleiß ein köstliches Mahl beschert.
Sie ist als gute Köchin bekannt —
doch hat sie sich leider die Hände verbrannt.
Damit Ihr sitzet in Freuden,
hat sie getragen die Leiden.

Mit feuerrotem Gesicht stand das Weibsbild inmitten des Saales und grinste. Da gab ihr der Hochzeitlader den Zinnteller in die verbundenen Hände, versetzte ihr einen schallenden Schlag auf den breiten Rücken und schloß seinen Spruch:

Drum möchten wir Euch gebeten haben,
reicht ihr als Pflaster die schuldigen Gaben!

Und knicksend trug die Magd den Teller um die Tische.

Dreimal stieß der Hochzeitlader den bebänderten Stock auf die Dielen und begann wieder einen langen Spruch.

Die Flämmchen der Kerzen flackerten trübe durch den Qualm, es war stille im Saale, nur die Münzen klirrten auf dem Zinn, und zuweilen stellte einer der Mannsleute seinen Becher mit hartem Klang auf den Tisch.

Andächtig sahen die Weiber vor sich hin, als der Lader mit tönenden Worten den heiligen Ehestand lobte und pries. Dann sprach er mit näselnder Stimme:

Es ist auch dieses liebe Paar
gestanden heute am Altar,
hat dreimal sich das Wort gegeben,
gewechselt auch die Ring daneben;
der Priester hat zum guten Ende
die Stola dann um ihre Hände
gewunden, und sein starker Segen
begleitet sie auf allen Wegen.
So wandern sie selbander,
geschaffen füreinander.

Da stieß der Händler seine Braut in die Seite, daß sie zusammenschreckte, und raunte mit Lachen, daß alle am Tische hinsahen: „Hast's gehört? Geschaffen füreinander. Jetzt muß es wohl wahr sein."

Einen Augenblick hatte ihm Anna Renata das rotübergossene Antlitz zugewendet; nun aber saß sie wieder totenbleich und konnte die Augen nicht aufschlagen in der Angst ihres Herzens.

Sie hörte wohl die Worte des Hochzeitladers, aber es war ihr, als ginge sie das alles gar nichts mehr an.

In wohlgesetzten Versen lobte er nun nach gutem Brauche den Vater des Hochzeiters:

Was der Vater ihm gegeben,
das vergißt er nicht im Leben.
Leider kann er's nicht vergelten;
denn in himmlischen Gezelten,
weit entfernt von allem Leid,
wohnt er ja schon lange Zeit.
Auf, ihr Musikanten, ihm zu Ehren,
laßt jetzt eure Instrumente hören!

Aus Leibeskräften bliesen und fiedelten die Musikanten zum frommen Andenken an den längst vermoderten Alten einen Trauermarsch. Der Lederhändler aber nickte befriedigt und trommelte auf der Tischplatte den Takt dazu.

Wiederum stieß der Hochzeitlader dreimal seinen Stab auf die Dielen und sagte mit näselnder Stimme:

Es ist der Jungfer Hochzeitrin
gewißlich ganz nach ihrem Sinn,
wenn wir nun Lob mit vollen Händen
auch ihrem lieben Vater spenden.
Alles, was er ihr getan
schon von Kindesbeinen an,
ruft sie sich in ihrem Glück
heute noch einmal zurück.
Alle seine guten Lehren
will sie ganz getreulich ehren.
Ach, er war ja Tag und Nacht
einzig auf ihr Wohl bedacht,
als ihr Lehrer, ihr Berater.
Drum leb' hoch, du guter Vater,
lebe froh noch viele Jahre,
sei gesegnet bis zur Bahre.
Vivat, Musikanten, ihm zu Ehren
lasset eure Instrumenten hören!

Auch jetzt quiekten die Pfeifen, sangen die Geigen, tuteten die Hörner, rasselten die Trommeln — aber dann ereignete sich Unerwartetes: die Braut

stand auf, ließ noch einen leeren Blick über das Gewühl schweifen, tastete mit dem Tüchlein an ihre weiße Stirne und fiel rücklings mit hartem Schlage auf die Dielen.

„No — no!“ machte der Lederhändler, erhob sich schwerfällig, stemmte die Fäuste auf die Stuhllehne und glotzte hinab auf die ohnmächtige Braut. Und man wußte nicht, ob er Mitleid hatte oder zornig war. Männer drängten sich herzu, trugen die Leblose hinaus und überließen sie den kundigen Händen der Weiber.

Die Musik war verstummt. Flüsternd und murmelnd saßen und standen die Gäste im Saale. Der Brautvater und der Hochzeiter kamen zurück, und alle Gesichter wandten sich nach den beiden.

Der Hochzeitlader wartete inmitten des Saales und zupfte an den Bändern seines Stabes. Auf solch Ereignis wußte er kein Lied.

Eifrig raunte der Händler auf seinen Schwäher ein. Da trat dieser vor und sagte mit ruhiger Stimme ganz laut: „Hochzeitlader, die Braut ist unpaß worden; denn die Luft im Saal ist heiß und dick.

Ihr aber tut nun trotzdem Eure Pflicht, uns und den Gästen zu Ehren!"

Da war der Hochzeitlader froh und begann mit näselnder Stimme seinen Spruch auf die Kranzelherren.

*

Der Ratsschreiber war den Tag über vor seinem Pulte gestanden. Beim Hochzeitläuten hatte er den Kopf ganz tief auf die Arbeit gesenkt und hastig weitergeschrieben.

Über Mittag war er im Rathause geblieben. Erst in der Dunkelheit schlich er hinaus. Heim konnt' er heute nicht. Da ging er fort bis an den Strom, lehnte sich übers Geländer und sah hinab in das rauschende Wasser.

Der Himmel hatte sich überzogen; kein Sternlein spiegelte sich im dunkeln Gewässer.

Lange stand er. Wie lange, das wußte er selbst nicht.

Endlich ging er zurück in die Altstadt, mitten auf der breiten Straße bis zu Sankt Martin.

Dort setzte er sich in das tiefe Portal, auf die Steinbank, wo tagsüber die Bettler saßen, und

drückte sich in den äußersten Winkel. Hier war ihm wohl — hier, wo die Bettler saßen.

Aus weiter Ferne kam zuweilen ein zerrissener Ton von den Pfeifen und Geigen des Hochzeitsfestes, und er lauschte den Klängen in seinem Winkel wie einer, der ausgestoßen ist vom Leben. Hier, wo die Bettler saßen, war ihm wohl. Und er war noch ärmer als die Bettler — denn ihm reichte niemand auch nur die geringste Gabe.

Wie einer, der ausgestoßen ist, lauschte er den fernen Klängen. Und allgemach zogen und zerrten die Klänge seine Gedanken hinein in die lärmende Hochzeitsgesellschaft. Er trat vor die beiden, und er sah das Opfer in Todesangst sitzen neben dem Räuber. Er sah ihn trinken, einen Becher schweren Weines nach dem andern trinken, und nach jedem Schluck das breite Gesicht verziehen und schnalzend seine wulstigen Lippen lecken. — Nur kurze Zeit noch — er sah das alles ganz genau in seinem Winkel — nur kurze Zeit noch, dann wird er sie am Arme packen, er wird aufstehen, wird ein wenig schwanken und lustig emporwinken zu den Musikanten. Dann steigen diese herab in den Saal, dann stellen sie sich vor das Braut=

paar und spielen den Kehraus. Die Kranzelherren kommen mit brennenden Wachsfackeln, der Zug ordnet sich — voran die Musik, dann das Brautpaar — die Hörner tuten, die Pfeifen quieken, die Kranzelherren jauchzen, es ist alles über die Maßen lustig, und mit Poltern und Lachen und Kreischen geht's hinunter die Treppen, hinaus auf die Gasse — — die Fackeln qualmen, und der Händler hebt sein Weib in die Sänfte. Jawohl, sein Weib —!

Mit geballten Fäusten saß der Schreiber und stierte hinaus in die Dunkelheit. Ja, warum war's denn also gekommen? Hätt' er's denn gar nimmer zu ändern vermocht? Der Zorn packte ihn, er knirschte mit den Zähnen. Ja, warum hat er ihn denn nicht zur rechten Zeit niedergeschlagen, den Räuber? Hat sie nicht vielleicht doch noch gewartet auf ihn?

Er stützte den Kopf auf die Fäuste, er keuchte und biß auf seine Lippen, und da war's ihm, als sagte eine Stimme aus weiter Ferne: ‚Werde hart!‘ Und er wunderte sich nicht, er kannte die Stimme gar wohl. So wie damals, genau wie damals aus den Kissen der Greisin, schlug's heute an seine

Ohren: ‚Werde hart!‘ Und laut und langsam sagte er vor sich hin: ‚Ja, werde hart!‘

Ein Licht kam die Straße herauf, eine Sänfte schwankte vorüber.

Auf den Kirchtürmen schlugen die Uhren. Die Scharwache kam im Scheine der Fackeln. Einer von den Wächtern leuchtete in das Portal, und als er den Mann sah, kam er die Stufen empor. Da herrschte ihn der Mann so grimmig an, daß der Wächter allsogleich zurücktrat und murmelte: „Um Vergebung, Herr Ratsschreiber!“

In der Ferne verhallten die Schritte. Stille war's auf der finstern Straße.

Und stille saß der Schreiber in seiner Ecke.

Da kamen wiederum Schritte die Straße herauf, und vor dem Portale blieben zwei Männer stehen.

„Spät ist's worden“, sagte der eine.

„Aber schön ist's gewesen“, meinte der andere.

„Und die nächste Hochzeit, Herr Haltenfest —?“

„Hab' ich Euch auszurichten, Herr Sohn.“

„Ob dann die Jungfer-Braut auch der Läng nach hinschlägt vor lauter Vergnügen, Herr Haltenfest?“

„Laßt mich aus mit den Weibern, Herr Amts-

kastner; zuerst zieren sie sich, und nachher fressen sie einem aus der Hand."

„Kein Apollo ist er halt auch nicht, der alte Händler."

„Als ob's darauf ankäme, Herr Amtskastner!"

„Und was sagt denn aber der Ratsschreiber dazu, Herr Haltenfest?"

„Ei, ist wohl von niemand gefragt worden, und hat also auch nichts zu sagen, das Hascherl."

„Kann einen dauern, Herr Haltenfest. Ist doch ein ganz guter Kerl."

„Damit kann einer seinem Schwäher keine Schulden zahlen, Herr Amtskastner", lachte der Ratsherr.

„Was ich Euch sagen wollt', Herr Haltenfest, der Konz Weber hat aber einen bösen Anhang unter den Zünften."

„Sollen ihm anhangen so viele nur wollen!" rief der Ratsherr und wandte sich zum Gehen.

Aber der Kastner hielt ihn am Wamse fest und begann leise auf ihn einzureden. Sie standen ganz nahe am Portale. Mit geballten Fäusten saß der Schreiber und konnte nicht heraus. Nur einmal regte

er sich, als wollte er den beiden an die Gurgel. Doch er bezwang sich und blieb in seinem Winkel.

Endlich gingen die Männer, und ihre Schritte verhallten in der Ferne.

Nun stand der Schreiber auf und reckte sich. ‚Ei Benno — so weit ist's also mit dir? Jawohl Benno, es ist so weit! Und der Konz Weber? Ei, der ist halt auch einer, dem sie sein Recht mit Füßen treten! Herrgott, aber der wehrt sich seiner Haut — der — wackere — Mann. Und du?'

Er ging die Stufen hinab. Hochaufgerichtet, mit geballten Fäusten ging er seines Weges hinein in die Dunkelheit. Er murmelte: ‚Ist's wirklich schon soweit mit dir?' — — Er knirschte mit den Zähnen, er keuchte: ‚Nein Benno, so weit ist's noch nicht!'

Der Grimm hatte den Schreiber gepackt.

Anm. Über die niederbayerischen Hochzeitsgebräuche s. das wertvolle Buch von Pollinger, Aus Landshut und Umgebung 1908.

# VII.

Am nächsten Morgen saß der Ratsschreiber in seiner Amtsstube. Da pochte der Arzt.

„Vergib, wenn ich dich heute störe —!"

„Und warum heute nicht?" sagte der Ratsschreiber leichthin und gab ihm die Hand.

Verwundert blickte der Arzt in das Gesicht des Freundes. Dann schüttelte er seine Hand.

„Hast wohl geglaubt ich sitze und flenne?"

Der Arzt hielt seine Hand fest und sah ihm tief in die Augen. „So gefällst du mir!"

Da wurde der Ratsschreiber rot, und seine Augen glänzten. Er atmete tief auf und sagte nichts.

Der Arzt setzte sich auf den Tisch und ließ die Beine pendeln. „Dann darf ich dir wohl auch von einem armen Tropfen erzählen? Sie haben mich vor etlichen Tagen zum Weibe des Konz Weber gerufen. Jämmerlich. Sie ist vor lauter Kummer blöd im Kopf geworden. Weißt wohl, warum? Er ist ja freilich ein halsstarriger Geselle —"

„Und ist im Recht", sagte der Ratsschreiber.

„Deswegen könnt' er doch nachgeben", meinte der Arzt.

Der Ratsschreiber hatte sich zum Fenster gewendet und blickte auf die enge Gasse hinab. Und langsam sagte er: „Nachgeben? Ich weiß doch nicht; es kommt nichts Gutes heraus, wenn einer immer nachgibt."

Ein Lächeln ging über das Gesicht des Arztes: „Benno, du gefällst mir!"

Der Ratsschreiber drehte sich um und stieß zornig heraus: „Daß doch der Teufel die Vetterswirtschaft in unsrer Stadt holte!"

Die Beine des Doktors pendelten, und er schnitt eine Grimasse: „Das hab ich auch schon oft gesagt. Nur schade, daß er uns den Gefallen ja doch nicht erweist. Aber es freut mich, daß du so wacker fluchen kannst. Sieh, es gibt zweierlei Menschen: die einen sind still und verschlucken alles, was sie bekümmert und ärgert — und da frißt dann das Gift weiter und weiter und zerfrißt ihnen Magen und Herz. Die andern aber schlagen mit Armen und Beinen um sich, spucken und schimpfen und schreien alles heraus, was

ihnen auf der Zunge brennt — und schmeckt ihnen bald wieder Essen und Trinken; bleiben frisch und gesund."

„Bisher hab' ich's verschluckt — ich glaub' auch, du hast recht, es ist besser, man spuckt es heraus."

„Und der Konz Weber —?" fragte der Arzt.

„Darüber muß ich schweigen nach meiner beschworenen Pflicht", antwortete der Schreiber, ballte die Hände und schüttelte sie. „Aber verlaß dich —!"

Da blickte ihm der Arzt lachend in das zornige Gesicht: „'s ist recht, jetzt weiß ich genug." Und er griff nach seiner Hand: „Höre, Benno, ich hab' ein einsam' Leben — dürft' ich nicht zuweilen des Abends — zu dir kommen? Und da könnten wir dann Schach spielen miteinander —?"

„Aber von Herzen gern, Doktor!"

Da wandte sich der Arzt, nahm seinen Hut und ging zur Türe. „Also das werden wir. Und grüß mir auch deine Jungfer Schwester. — Und deinen Herrn Vater", setzte er hastig hinzu.

*

Es ging nun alles Schlag auf Schlag — es war, als dürfte sich der Schreiber gar nicht mehr besinnen.

Der Diener pochte und steckte den Kopf zur Türe herein: „Der Herr Haltenfest hat Euch gerufen.“

Der Ratsschreiber stand in der Amtsstube des Hochmögenden. Der saß an seinem Schreibpulte und wandte sich nicht. Er hatte wohl dringliche Geschäfte zu besorgen; denn seine Feder knirschte unaufhörlich über das Papier.

So wartete der Ratsschreiber geduldig.

Endlich stand der Ratsherr auf, spritzte die Feder aus, wandte sich und sagte, als besänne er sich erst: „Ei, warum habe ich Euch denn rufen lassen?“

Der Ratsschreiber schwieg und sah finster vor sich hin.

„Ja so, jetzt fällt's mir ein. Wie heißt der Schwaiger?“

„Konz Weber, Herr Haltenfest.“

„Jawohl, Konz Weber! Ei und warum habt Ihr denn nicht mehr nach dem Wasserbrief gesucht?“

„Was meint der Herr Haltenfest?“

„Den Wasserbrief!“ herrschte ihn der Ratsherr an.

„Den Wasserbrief hab’ ich vor dritthalb Monden in dieser Stube in Eure Hand gegeben, Herr Haltenfest.“

„Hier — in dieser Stube —? In meine Hand gegeben?“ Der Ratsherr kreuzte die Arme. „Ihr schlaft wohl am hellen Tage?“

Der Ratsschreiber richtete sich hoch auf. Dann sagte er, und seine Stimme bebte ein wenig: „Herr Haltenfest, ich bin Ratsschreiber der Stadt, und Ihr habt kein Recht, mit mir also zu reden.“

„Oder Ihr träumt mit wachen Augen. Und wovon denn? Vielleicht vom Weibe eines andern?“

Der Ratsschreiber ballte die Hände, und seine Stimme klang fest, als er antwortete: „Wäret Ihr nicht meine Obrigkeit und stünden wir draußen auf der Straße, so wollte ich Euch den Hohn mit Euern Zähnen in den Hals zurückschlagen.“

Der Ratsherr wurde fahl im Angesicht und stieß keuchend heraus: „Ei, und was für ein Teufel ist wohl über Nacht in Euch gefahren?“

„Wird wohl der Hochmutsteufel sein, Herr Haltenfest", sagte der Ratsschreiber und lachte hart auf.

Der Ratsherr schüttelte seine Fäuste: „Man wird's Euch zeigen. Aber nun her mit dem Wasserbrief!"

„Den Wasserbrief hab' ich vor dritthalb Monden hier in dieser Stube in Eure Hand gelegt."

„Aber dann müßte ich ihn doch haben!" kreischte der Ratsherr.

Da schwieg der Schreiber, und es war, als wollte er den andern mit seinen Blicken verschlingen.

Der Ratsherr begann auf und ab zu rennen, schlug um sich und rief: „Wie wollt Ihr's beweisen?"

Der Schreiber stand ganz ruhig, kreuzte langsam die Arme und sprach: „Das wird sich zeigen. Er ist Euch also abhanden gekommen, Herr Haltenfest?"

„Abhanden gekommen?" Der Ratsherr kreischte. „Hinaus!"

„Besinnt Euch wohl, Herr Haltenfest!" sprach der Schreiber. Dann ging er.

*

Seine Adern schlugen, als er nun in seiner Stube auf und ab ging.

‚Einen Todfeind hast du, Benno. Ei, wie geschwind das gekommen ist. Einen Todfeind!‘

Dann zwang er sich zur Arbeit. —

In der Abenddämmerung kam der Ratsherr zu ihm. Und seine Stimme klang leise, als er sagte: „Sind heute früh hart aneinander geraten.“

Der Schreiber schwieg.

„Weiß wohl, bin hitzig gewesen. Habe gestern zu tief in den Becher geguckt. Und hab' mich jetzt auch besonnen —.“

„So weiß der Herr, daß ich ihm den Wasserbrief gegeben habe?“

„Es kann ja sein, Herr Ratsschreiber; wohlgemerkt, es kann sein, aber — es ist mir leid, ich weiß ihn nimmer zu finden.“

„Nimmer zu finden?“ wiederholte der Schreiber und rührte sich nicht.

„Will ja noch weiter suchen. Hört Ihr? Glaube nur kaum, daß ich ihn finden kann.“

„Glaubt's kaum, daß Ihr ihn finden könnt“, wiederholte der Schreiber mit Nachdruck.

„Ist ja auch nicht der Rede wert. Der Konz Weber wird gut bezahlt — soviel ich weiß. Ihr aber —", lauernd blickte er auf den Schreiber, „Ihr werdet's auch nicht beschwören können —?"

„Das kann ich, Herr Haltenfest."

„Und wie leicht könnt Ihr Euch irren, Herr Ratsschreiber!"

„Irre mich nicht, Herr Haltenfest."

„Werdet mir doch keine Ungelegenheiten machen, Herr Ratsschreiber! Habe den Brief nicht, kann ihn also gar nicht gekriegt haben."

„Könnt ihn gar nicht gekriegt haben", antwortete der Schreiber mit Ernst.

Mißtrauisch blickte der Ratsherr zu ihm hinüber; doch das Antlitz des Schreibers war unbewegt. „Kann ja sein, daß ich — habt Ihr ihn abgegeben, dann wird er sich wohl noch finden." Er zog sein Tuch aus der Tasche und trocknete seine Stirne.

Wortlos stand der Ratsschreiber und wandte den Blick nicht von seinem Feinde.

Der Ratsherr ächzte leise. Dann aber stieß er plötzlich angstvoll heraus: „Ich hab' ihn nicht, und wenn Ihr mich totschlagt! — Aber Ihr werdet mir

ja keine Ungelegenheiten machen. Der Bürgermeister liegt im Sterben. Und — ich werd' mich Euch gewiß — ganz gewiß immer nach Gebühr und Vermögen erkenntlich zeigen — wenn ich erst — —."

Langsam vollendete der Schreiber: „Und mich aufs Butterbrot streichen, Herr Haltenfest."

„Aufs — wie meint Ihr das, Herr Ratsschreiber?"

„Untertänigst gehorsamst meine ich's, Herr Haltenfest."

„Hab' Euch, hab' Euch immer für einen ehrenfesten Mann gehalten, Herr Ratsschreiber —"

„— und habt also von mir auch niemals einen Wasserbrief bekommen, Herr Haltenfest."

Mißtrauisch blickte der Ratsherr zu ihm hinüber. Doch es war nichts zu lesen auf dem Antlitz des Schreibers.

*

In der folgenden Nacht fuhr der Ratsschreiber aus dem Schlafe empor. Geblendet vom Licht einer Kerze schloß er die Augen. Er murmelte, er öffnete die Augen wieder und sah den Alten an seinem Bette.

„Herr Vater —?"

„Ei, du kannst mir ja nicht einmal gerade ins Gesicht schauen?"

„Herr Vater —!"

Nun war der Ratsschreiber wach geworden, saß aufrecht in seinem Bette und blickte fragend auf den Alten. „Das Licht hat mich geblendet, weiter nichts."

„Und was hast du mit deiner Obrigkeit?"

„Weiß nicht, was Ihr meint, Herr Vater."

„Wirst mich wohl verstehen. Der Haltenfest hat Klage gegen dich."

„Und was hat Euch der Haltenfest geklagt?"

„Du bist widerhaarig und unbotmäßig."

„Widerhaarig und unbotmäßig? Da muß ich lachen, Herr Vater." So sagte der Ratsschreiber, doch blickte er ganz ernsthaft zu seinem Vater hinauf.

„Ich wollt's dir nicht geraten haben! Und nun heraus, was hast du mit dem Haltenfest?"

„So mancherlei, Herr Vater."

„Das ist keine Antwort!"

„Vergebt, Herr Vater, mir dünkt, Ihr habt auch unrichtig gefragt."

„Warum —?"

„Seht, Herr Vater — nehmt's aber nicht böse

auf — Ihr fragt mich, wie — wie man einen Schulbuben fragt. Und — das ist nicht recht von Euch."

„Du bist immer mein Bub, so lang ich lebe", murrte der Alte.

„Will allfort Euer guter Sohn sein und bleiben, Herr Vater. Doch es ist ein Unterschied, ob einer zwölf Jahre oder fünfundzwanzig ist. Hab' viel drüber nachgedacht, Herr Vater, und muß einmal reden vom Herzen weg. Es ist nicht gut, wenn der junge Baum so nahe beim alten aufwächst. Der alte will ihn schirmen vor Wind und Wetter — und nimmt ihm Licht und Luft." Er stöhnte: „Und seht, so wird der Junge gar kein Baum."

Der Alte schwieg.

„Und seht, Herr Vater" — die Stimme des Ratsschreibers klang weich und bittend — „Ihr habt mich angefahren, als ob der Haltenfest der Schulmeister wäre, und ich der dumme Bub, der Unrecht haben muß —."

„So sage, was Ihr habt miteinander?" rief der Schloßpfleger.

„Was wir miteinander haben? O, das ist kurz gesagt: daß einer von uns beiden der größte Spitzbub in der Stadt ist, und weiter gar nichts, Herr Vater."

Mit zornigen Augen sah der Alte herab auf den Sohn. Der aber blickte ihm ruhig und groß in die Augen.

„Ei Bub, das sag du ihm einmal ins Angesicht!"

„Kann sein, Herr Vater. Und bald vielleicht, bälder als mir und ihm lieb ist."

Unschlüssig stand der Alte: „So sag mir's, vielleicht kann ich raten und helfen."

Da schüttelte der Schreiber das Haupt: „O nein, Herr Vater. Da muß ich nun ganz allein stehen. Herr Vater, ich weiß ja, Ihr meint es gut. Aber vergebt, ich wäre wohl anders geworden, wenn man mich öfter hätte allein lassen stehen und gehen."

„Ich weiß garnicht, Bub, du bist so anders als sonst?"

Der Schreiber fuhr sich hastig durchs Haar. „Anders als sonst Herr Vater? O ja, ist mir auch" — er atmete tief auf — „ist mir auch anders zu Mute als sonst."

Wortlos stand der Alte und schneuzte seine Kerze. Dann sagte er leise: „Wenn ich dir aber etwas raten kann, so weißt du mich wohl zu finden, mein Sohn?"

„Immer, Herr Vater."

## VIII.

Es war am hellen Mittage. Längst hatten die Glocken zu Tische gerufen, aber noch immer saßen die Herren und Bürger im Stadthause, die vom innern und die vom äußern Rate, und es war schlechte Luft im großen Saale hinter den geschlossenen Fenstern und Türen.

Im hochlehnigen, wappengeschmückten Stuhle des kranken Bürgermeisters saß Herr Haltenfest und hörte mit niedergeschlagenen Augen auf die Rede eines der Zunftmeister; seine Rechte spielte zitternd mit der Papierschere, und von Zeit zu Zeit leckte er hastig seine trockenen Lippen.

Es war schlechte Luft in dem düstern, vertäfelten Saale.

„Und so frage ich Euch, Herr Haltenfest, habt Ihr suchen lassen nach dem Wasserbrief unsers Mitbürgers Konz Weber?"

„Es ist gesucht worden", brachte der Ratsherr mühsam heraus.

„Wer hat gesucht?"

„Einer von den Ratsverwandten."

Zu seiner ganzen Höhe erhob sich der Ratsschreiber: „Ich habe gesucht."

Der Haltenfest sah seitwärts am Schreiber vorbei und schwieg.

„Dann gebt uns Auskunft. Habt Ihr wirklich gesucht?"

„Ich hab' ihn gesucht."

„Und wie habt Ihr ihn gesucht?"

„Alles umgewendet, Stück für Stück."

„Und doch nicht gefunden?"

„Das wird Euch der Herr Ratsherr sagen", antwortete der Schreiber und setzte sich.

Der dicke Zunftmeister stemmte seine Arme auf den Tisch, wandte sein rotes Gesicht zum Ratsherrn und schrie: „Will man uns vielleicht zum Narren haben? Warum wird's denn nicht glatt?"

„Ich hab' den Wasserbrief nicht, das kann ich beschwören", sagte Herr Haltenfest mit bebender Stimme.

„So soll der Ratsschreiber Farbe geben!" rief ein andrer von den Zünftlern.

„Der Ratsschreiber!“ schrien zehn, zwölf auf den Bänken der Zünftler.

Langsam erhob sich der Schreiber, wandte den Kopf zu Herrn Haltenfest und fragte: „Wollt also Ihr oder soll ich?“

Der Ratsherr schlug mit der Faust auf den Tisch: „Ich hab' ihn nicht, und das kann ich beschwören.“

„Ratsschreiber!“ brüllten die Zünftler. „Ratsschreiber!“ fragte der Zunftmeister, „wißt Ihr, wo der Brief steckt? Auf Euern Diensteid!“

Der Ratsschreiber sagte mit fester Stimme: „Ich wollte, Herr Haltenfest gäb' Euch die Antwort. So aber muß ich reden nach Pflicht und Eid. Ich habe den Wasserbrief vor dritthalb Monaten gefunden und hab' ihn dem Ratsherrn gegeben.“

„Es ist nicht wahr, er steckt mit den Zünftlern unter einer Decke!“ schrie Haltenfest und sprang vom Stuhle.

„Herr Schreiber!“ Ein alter Ratsherr hatte sich erhoben: „So erzählt uns nach Pflicht und Eid, was Ihr wißt.“

„Auf meinen Eid, ich hab' ihm das Pergament

vor dritthalb Monaten gegeben und hab' es seitdem nicht mehr gesehen."

Auf den Bänken der Zünfte erhob sich drohendes Gemurmel.

Der alte Ratsherr gebot Ruhe und fragte: „Herr Haltenfest, er hat geschworen. Was sagt Ihr dazu?"

„So stehe Eid gegen Eid", sagte Haltenfest mit bebenden Lippen.

„Und er hat Euch den Wasserbrief gegeben?"

„Er hat mir nie einen Wasserbrief gegeben!" stieß der Ratsherr heraus.

„Vielleicht irrt Ihr Euch doch, Herr Ratsschreiber", mahnte der alte Herr. „Besinnt Euch, wo könnte der Wasserbrief sein?"

Der Ratsschreiber wandte sich noch einmal zu Herrn Haltenfest: „Wollt Ihr reden? Dann werde ich schweigen."

„Ich habe gesprochen, Eid gegen Eid!" sprach Haltenfest und setzte sich.

Da begann der Ratsschreiber. „So muß ich alles bekennen nach meinem Eide. In der vorigen Woche ist's gewesen. Des Nachts vor 12 Uhr. Da

bin ich auf der Bettlerbank unterm Portal von Sankt Martin gesessen —"

Der alte Ratsherr hielt die Hand hinters Ohr und fragte: „Wo seid Ihr gesessen?"

„Auf der Bettlerbank", sagte der Ratsschreiber mit leiser Stimme. „Da hab' ich zwei Herren miteinander reden hören, den Herrn Haltenfest und den Herrn Kastner — und konnt' nicht heraus."

„Hört Ihr's?" rief einer auf den Bänken der Zünftler.

„Und wann soll das gewesen sein?" fuhr Haltenfest dazwischen.

„Am Dienstag zu Nacht", antwortete der Schreiber.

„Und was habt Ihr gehört?" fragte der alte Ratsherr.

„Ich weiß es Wort für Wort — muß ich's auch Wort für Wort hier sagen?"

„Wort für Wort auf Euern Eid!"

Tief auf seufzte der Ratsschreiber und begann: „Der Herr Kastner hat zu Herrn Haltenfest vor der Martins-Pforte gesagt: Der Konz Weber hat doch einen bösen Anhang unter den Zünften. Antwortet

der Herr Haltenfest, sollen ihm anhangen, so fest sie nur wollen. Sagt der Kastner — ich hätt' ihn nicht verbrennen sollen, den Brief."

„Habt Ihr's gehört? Sie haben ihn verbrannt! Weiter!" schrie's durcheinander auf den Bänken der Zünftler.

„Er lügt!" kreischte Haltenfest.

„Ruhe!" gebot der alte Ratsherr.

Tief auf atmete der Ratsschreiber. „Sagt der Herr Haltenfest: Ei Gottesdonner, verbrannt habt Ihr den Brief? Da habt Ihr's eilig gehabt. Verbrannt? Hab' ich Euch denn nicht gesagt, Ihr sollt ihn gut verwahren? — Lacht der Kastner: Hab' ich's doch auch getan. Aber da ist nun der fromme Benno —"

Der Ratsschreiber hielt inne. Dann fuhr er mit starker Stimme fort: „Und, Herr Haltenfest, darauf habt Ihr gesagt und habt Euern Stock aufs Pflaster gestoßen: Der Ratsschreiber, der Waschlappen? Ei den will ich mir kaufen. Hat ihm einer die Braut vor der Nase weggeschnappt und er hat nicht gemuckst gegen ihn — ich sag' Euch, aufs Butterbrot streich' ich mir den Schreiber, so

lang er ist, heut noch, wenn Ihr wollt. — Hat Euch der Kastner geantwortet: Mir soll's recht sein, Herr Schwäher!"

„Herr Schwäher, Herr Schwäher!" brüllten die Zünftler. Und die Ratsherren murmelten untereinander.

Totenbleich saß Haltenfest. Dann aber sprang er von seinem Stuhle: „Eid gegen Eid. Er ist gesessen — bestreit' ich nicht — aber geträumt hat er — in der Hochzeitsnacht. Ihr wisset alle, wer Hochzeit gehabt hat am Dienstag — und da hat er mit wachenden Augen geträumt."

„Herr Schreiber — es steht Eid gegen Eid, wie wollt Ihr's beweisen?" fragte der alte Ratsherr.

„Der Kastner soll schwören!" rief einer von den Zünftlern.

„Ich hab' mir den Wasserbrief abgeschrieben", sagte der Ratsschreiber und zog das Papier aus dem Wamse. „Wollt Ihr ihn hören?"

„Wann habt Ihr ihn abgeschrieben?"

„Vor dritthalb Monden. Abgeschrieben und allsogleich dem Herrn Haltenfest gegeben."

„So lest ihn!"

Stille war's im Saale. In sich zusammengesunken saß Haltenfest. Und der Schreiber las den langen Brief.

Als er geendet hatte, erhob sich der alte Ratsherr und sprach: „Nehmt Ihr die Abschrift auf Euern Eid?"

„Auf meinen Eid."

Einer von den Schwaigern stand auf und rief: „Herr Haltenfest, ich muß es Euch sagen vor allen diesen ehrbaren, wohlweisen und edlen Herrn, sonst druckt's mir den Hals ab — der Herr Ratsschreiber ist ein Biedermann; Ihr aber habt gelogen und betrogen wie ein gelber Spitzbub."

Die Zünftler schrien wild durcheinander — „Spitzbub!"

„Ruhe!" gebot der alte Ratsherr. „Man wird ihm den Prozeß machen."

„Ihm und dem Kastner!" schrie einer von den Zünftlern.

Ein verwachsener Mann rannte von den Bänken der Zünftler an den obersten Tisch, trat hart neben den zusammengesunkenen Haltenfest, hielt ihm die

knöchernen Fäuste vors Gesicht und kreischte: „Haltenfest, willst 'leicht noch Bürgermeister werden?"

„Ruhe!" gebot der alte Ratsherr.

Und langsam leerte sich der Saal.

*

Der Ratsschreiber ging den Herrenweg zum Schlosse hinan. Er trug das Haupt hoch und atmete frei. Er fühlte sich stolzer, als wenn — als wenn er Anna Renata durch die Brauttüre von Sankt Martin geführt hätte.

Am Abende dieses Tages saßen die drei oben in der Wohnstube und aßen schweigend ihr Mahl.

„Schmeckt's, Benno?" raunte die Schwester und sah ihn glückselig an.

„So gut, wie lange nicht", antwortete er.

Schweigend aß der Alte. Aber zuweilen blickte auch er von der Seite auf den Sohn.

Nach der Mahlzeit ging er etliche Male auf und ab im Gemache. Dann befahl er der Tochter: „Bring mir meinen Hut und meinen Stock —!"

Sie ging und kam wieder, streckte sich und setzte ihm den Hut auf den Kopf, gab ihm den Stock in

die Hand und sagte lachend: „Aber Herr Vater, was kommt Euch an — heut ist ja Euer Abend gar nicht?“

Er murmelte: „Ich muß doch hören, was die Leute reden. Aber schweig du, daß er nicht eitel wird, der Herr Sohn!“

Da trat der Schreiber unter die Kammertür und lachte zum Vater herüber.

*

Konz Weber besuchte den Ratsschreiber. Er hatte den alten Mantel an wie damals und wartete wie damals an der Türe, bis er ihm näherzutreten befahl. Aber nun bückte er sich nicht mehr und zeichnete nicht mehr wie damals sein gutes Recht auf die Dielen. Er stand und sah dem Schreiber unverwandt ins Gesicht. Unbeholfene Worte brachte er stammelnd hervor — doch was die Zunge verschwieg, das verrieten die schwimmenden Augen. Und als er von seinem genesenden Weibe erzählte, da tropfte es auf die Hand des Schreibers, die der Alte an seine Brust gedrückt hatte.

— — — — — — — — — — —

Der Ratsschreiber war wieder allein in seiner Amtsstube. Er stand am Fenster, blickte hinunter in die enge Gasse und wiederholte leise: ‚Ist grad, als wenn s' ihr ein schwarz Tuch von den Augen weg'zogen hätten.'

Er atmete tief auf und reckte sich: ‚Als wenn s' ihr ein schwarz Tuch weg'zogen hätten.'

Der arme Ratsschreiber war ein reicher Mann geworden. Er hatte sein Liebstes verloren und hatte sein Bestes gewonnen.

Wohl brannte es ihn noch tief drinnen in der Brust, wohl durfte er nicht rasten und ruhen — sonst kam's hervor und stieg ihm hinauf in den Hals und trieb ihm das Wasser in die Augen. Doch seit jenem Tage im dumpfigen Rathaussaale wußte er: Frauenliebe muß nicht sein im Leben des Mannes — aber die redliche Arbeit und das Vertrauen der Redlichen, die müssen sein.

Und wenn er zaghaft vorwärtsblickte auf seine staubbedeckte, sonnenheiße Lebensstraße, dann faltete er die Hände und würgte das Grauen hinunter. Und er sah sich diese Straße ziehen, aufrecht und stark. Und neben und hinter ihm drängten sich die kleinen

Leute, die Schwachen und Bedrückten, die allfort nur das Flecklein Erde suchen, auf das sie bescheidentlich ihre Fußsohlen stellen können — Konz Webers zahllose Genossen, die auch Recht haben und oft nicht Recht finden. Aufrecht und stark wollte er seine Straße ziehen — den Schwachen zuliebe und den andern, den Rechthabern und Prahlhänsen, den Selbstherrlichen und den Bedrückern zuleide.

Immer wieder sah er die schwimmenden Augen des alten Mannes vor sich, und er ging beglückt an seine Arbeit — beglückt, fast als hätte ihn — —

Nein, doch nicht. Viele, viele Konz Weber würden ihn noch liebevoll anschauen, ehe er den letzten Blick seiner Anna Renata vergaß.

IX.

Die Tage kamen und gingen. Geringe Frucht reifte an den Bäumen; denn nur wenige Blüten hatten den Frost überdauert. Die Herbststürme rissen das gelbe Laub von den Zweigen. Der Winter hüllte die Erde ins weiße Kleid. Es kam ein neuer Frühling, andre Blüten leuchteten zum blauen Himmel empor. Andre Hoffnungen begannen leise zu schwellen.

Aber im Sturm des Herbstes und im Schnee des Winters, unter den blühenden Bäumen, im Lichte der Sonne und im Scheine der funkelnden Sterne wollte noch immer nicht sterben, was der Schreiber mit allen Kräften zu töten gewillt war.

Und als die neuen Rosen dufteten in den alten Schloßgräben, und als andere Leuchtkäfer flogen unter den Bäumen des Schloßhanges, da stieg es noch einmal empor aus der Tiefe.

— — — — — — — — — — —

Kleine Wolken schwammen im Äther, und alles was blank war, glänzte und gleißte im Lichte

der Morgensonne. Goldig funkelten die großen Zeiger im himmelblauen Felde der Schloßuhr, und bei der verlassenen Schmiede im Vorhofe leuchtete blühweiße Wäsche.

Jung-Hedwig nahm ein Leintuch nach dem andern aus dem Korbe, hängte es über den straff gespannten Strick und befestigte es mit den birkenen Klammern.

Die Finken schlugen im Burggraben und hinten am Schwedentore, der Morgenwind blähte die Tücher.

Jung-Hedwig hatte die letzte Klammer gesteckt. In vier Reihen schimmerte die Wäsche. Nun strich Hedwig das verwirrte Haar ein wenig zurecht. Da plötzlich wandte sie das Köpflein, zog die Brauen zusammen, rümpfte das Näschen und verschwand geräuschlos hinter einem Leintuch.

Der Doktor war den Herrenweg heraufgestiegen und wollte geradeswegs über die Brücke ins Schloß. Da stutzte auch er und ging zur Wäsche hinüber.

Jung-Hedwig spähte unsichtbar aus dem Riß eines schadhaften Tuches. Und als er heraufkam, hob sie geräuschlos das nächste Leintuch und schlüpfte noch weiter zurück. Er stand nun hart vor der blüh-

weißen Pracht, streckte sich und rief lachend: „Glaubt Ihr, ich weiß es nicht?“

Sie duckte sich und gab keinen Laut.

„Jawohl, ducken könnt Ihr Euch, aber am Erdboden müßt Ihr doch kleben!“

Er hatte sich gebückt, raffte Steinchen vom Kiesweg und warf sie unter den Wäschestücken in ihren Schoß.

„Herr Doktor!“ Sie war aufgesprungen, reckte das Köpflein über das Leintuch und rief halb zornig, halb lachend: „Ich bin nicht zu sprechen!“

Er stand nun auch wieder, streckte sich auf den Zehen und sog die Luft hörbar durch die Nase: „Wie gut's da riecht, Jungfer Hedwig, zwischen der Wäsche!“

„Wie wird's da riechen?“ gab sie zurück. „Wie halt solch nasse Wäsche riecht.“

„Jawohl“, sagte er nachdenklich, hob das Leintuch und wollte hindurchschlüpfen.

„Untersteht Euch, Herr Doktor, und rührt mir meine Wäsche an!“ Sie hob die kleine Faust über ihr Leintuch, und sogleich ließ er das seinige fallen. „Ich muß Euch aber sprechen, Jungfer Hedwig“, sagte er ganz kleinlaut.

„Was Ihr mir zu sagen habt, könnt Ihr auch über das Leintuch loswerden, Herr Doktor."

Er stand auf den Fußspitzen und wandte den Blick nicht von dem Blondkopfe. Da schlug sie die Augen nieder und meinte zaghaft: „Man hat so große Mühe, bis man sie rein kriegt, Herr Doktor."

„Gerade so hat meine selige Mutter auch immer gesagt, Jungfer Hedwig. Sie ist ja schon lange tot, aber wenn ich frische, nasse Linnen rieche, dann seh' ich immer die gute Frau, wie sie die weißen Stücke aufhängt, und ich hab' ein Butterbrot in der einen Hand und geb' ihr mit der andern die Klammern und bin wieder ein kleiner Bub. Und — und wenn ich mich 'mal verlobe, Jungfer Hedwig, dann möcht' ich mich am liebsten zwischen solch blühweißen, aufgehängten Wäschestücken verloben."

Sie war glührot geworden und rief: „Ei, da geht nur ja auf die städtische Bleichwiese, da stehen sie zu Dutzenden und hängen Wäsche auf!" Damit verschwand sie wieder ganz hinter ihrem Leintuche.

„So — meint Ihr?" fragte er gedehnt. „Ei, wißt Ihr, das hat aber noch Zeit. Und wer möchte denn auch gleich so ein Doktorsweib werden?"

Er schwieg, und sie rührte sich nicht hinter ihrem Leintuch.

„Doktorsweib — das ist kein Honiglecken, Jungfer Hedwig. Da muß sich eine schon besinnen, ehe sie ja sagt. Von früh bis abend ist er fort, reitet draußen in Sonnenschein und Regen, und mitten in der Nacht geht's kling, kling — 'raus muß er, ob's nun stürmt oder schneit oder ob die Sterne scheinen. Und wenn er je daheim ist unter Tags — hast du's gesehen? Die Stube ist voll, draußen im Hausflur sitzen sie — der wird geschnitten, der wird geschröpft, dem wird ein Zahn gebrochen — — da gibt's Blut und Eiter und Unrat, und alles geht auch das Doktorsweib an — jawohl —."

Langsam tauchte der Blondkopf hinter dem Leintuch empor, zwei lustige Augen spähten herüber und lachend rief sie: „Eia, ich weiß doch so schon, daß Ihr ein berühmter Doktor seid. Deswegen hättet Ihr Euch den Berg ersparen können heut morgen."

„Je nun, Jungfer Hedwig, ein Wort hat das andere gegeben, wie's halt so geht. Und es hat Euch gewiß recht gegraust bei meiner Erzählung?"

„Warum denn, Herr Doktor? Sind ja doch

nur ganz menschliche Dinge!“ sagte sie, schlug die Augen nieder, griff in ihre Haare und ordnete die zerzausten Flechten.

Die Finken schlugen im Graben und hinten am Schwedentore, und der Morgenwind blähte die weißen Leintücher wie Segel.

Er stand hinter seinem Tuche, nagte an der Lippe und schwieg. Sie stand hinter ihrem Tuche, tastete noch immer an ihren Haaren herum und verbiß ein Lachen.

„Jawohl, Jungfer Hedwig, da müßt Ihr Euch wohl besinnen“, brachte er endlich heraus.

„Ich?“ sie schlug die Hände überm Kopf zusammen und lachte hellauf: „Aber, Herr Doktor, wer spricht denn von mir? Von einem Doktorsweib habt Ihr gesprochen, wenn mir recht ist.“

„Jungfer Hedwig“, sagte er zornig, „es ist doch ungemütlich, so über die Leintücher hinüber zu reden.“

„Ich denk', Ihr riecht die frische, nasse Wäsche so gern, Herr Doktor?“

Da hob er sein Leintuch.

„Herr Doktor, untersteht Euch!“

Da hob er das zweite, und zaghaft rief sie: „Aber, Herr Doktor, meine schönen Tücher!“

Nun hob er sachte das dritte — sie aber schwieg.

Und als er das letzte Tuch hob, da stand sie glutrot, hatte die Hände hilflos vorgestreckt und konnte es doch nicht hindern, als er seine Arme um sie schlang und sie inmitten der duftenden Wäsche bei Finkenschlag und Drosselsang auf den Mund küßte.

„Gerade — so — hab' ich mir die — Geschichte immer gedacht", bemerkte er ganz befriedigt zwischenhinein. Sie aber brachte mühsam heraus: „Herr Doktor — Ihr wißt ja gar nicht, ob ich auch will?"

Die Drosseln sangen, die Finken schlugen, und von fern her rief der Kuckuck; der Morgenwind aber blähte die blinkweißen Tücher wie die Segel eines glückhaften Schiffes.

„Seid Ihr deswegen — habt Ihr — mir das wirklich sagen wollen?" flüsterte sie zwischen seinen Küssen.

„Eigentlich nicht, Hedwig. Doch schau, nun ist's ja in einem hin gegangen."

„Und was — was hast du mir denn wirklich sagen wollen?" Sie machte sich frei.

„Ei, das sollst du jetzt auch hören." Er trat zurück, kreuzte die Arme und blickte ernsthaft über sie hinweg: „Weißt du, wie's mit Anna Renata steht?"

Sie nickte.

„Willst du sie nicht besuchen vor ihrer schweren Stunde?“

Sie warf den Kopf zurück: „Ich — sie besuchen?“

„Es ist meine erste Bitte, Hedwig.“

Sie faltete die Hände und blickte vor sich hin.

Er sah sie ganz ernsthaft an: „Als — zukünftige Doktorsfrau, Hedwig?“

„Ob es ihr recht ist?“

„Sie hat niemand. Hedwig — gar niemand.“

„Wenn du es willst“, sagte sie leise.

„Ich bitte darum.“ Er griff nach ihrer Hand.

„O wenn ich an all das Herzeleid denke!“ stöhnte sie.

— — — — — — — — — — —

Aber sie ging.

Und am andern Tage, um dieselbe Stunde, kam es unter die Leute: Das Weib des Händlers hat ein totes Kind geboren und hat ihr Leben lassen müssen. Jetzt liegen die beiden, Mutter und Kind, auf dem Schragen.

X.

Es war nahe an Mitternacht. Kein Blättlein regte sich. Kein Sternlein blinkte. Aber am westlichen Himmel zuckten die lautlosen Blitze eines fernen Gewitters.

Über den Steilhang des Schloßberges schwankte ein Lichtlein zu Tale. Und wie damals, in jener wonnigen Nacht vor einem Jahre, so flogen auch heute die Leuchtkäfer unter den Bäumen.

Mit schweren Schritten kam der Schreiber die letzten Stufen hernieder, steckte den Schlüssel in die Türe und öffnete das Pförtlein.

Aus dem Dunkeln trat der Arzt und raunte: „Lösch das Licht aus und stell die Laterne hinter die Türe."

„Ich danke dir, Doktor, und will dir's niemals vergessen," sagte der Schreiber und schloß die Türe.

„Aber was hast du eigentlich davon?" fragte der Arzt.

„Ich will sie sehen!" sprach der andre mit fester Stimme. „Nur einmal noch sehen."

„Ich habe alles besorgt; der Knecht erwartet uns. Und der Alte wird uns nicht stören. Er hat den ganzen Abend getrunken —"

„Getrunken!" grollte der Schreiber.

„Und seit einer Stunde schnarcht er in seiner Kammer."

Sie bogen in die Altstadt. Es war dunkel zwischen den hohen Häusern der breiten Straße. Nur da und dort brannte noch ein Lichtlein hinter den kleinen Scheiben — wo etwa eine Mutter wachte am Bettlein ihres Kindes oder ein Greis den Schlaf nicht zu finden vermochte.

Das ferne Gewitter begann leise zu grollen. An der Martinskirche wehte der Wind. Und die Luft war dick vom Staub der Straße. Die Scharwache kam die Altstadt herauf mit brennenden Fackeln.

Der Hammer von Sankt Martin holte aus und kündete mit zwölf Schlägen die Mitternacht. Von fernher antwortete Sankt Jodok.

Einer von den Wächtern hob das Horn und stieß dreimal hinein, und ein andrer begann die Stunde zu singen.

Langsam gingen die Freunde im Laubengang zwischen den geschlossenen Kramläden bis zum Tore des Händlers.

Leise klopfte der Arzt mit dem Fingerring an die Schalltafel.

„Seid Ihr's, Herr?“ flüsterte der Knecht aus dem Guckloch.

„Mach auf!“

Schweigend gingen sie hinter der Laterne des Knechtes über den Hausflur, und der schwache Lichtschein huschte über die Lederballen.

Hinten an der Stiege blieb der Knecht stehen und sagte: „Horcht!“

Es war totenstille im Hause. Nur das leise Knarren einer Wetterfahne war draußen zu hören. Jetzt aber kam's von oben herab durch die verschlossene Kammertüre.

„Hört Ihr's, wie er schnarcht?“ fragte der Knecht und wandte sich dem Hofe zu. „Und das hat sie gar nit leiden können, die selige Frau, und ist gar oft mitten in der Nacht herausgeschlichen und auf der Stiege gesessen bis an den Morgen. Wenn er's aber gemerkt hat — ich sag' Euch —.“ Der Knecht

hob die Hand. „Durchs ganze Haus hat man's patschen hören.“

„Das Scheusal!“ rief der Arzt.

Der Knecht aber flüsterte eifrig: „Und hernach, ich sag' Euch —!“

Da packte ihn der Schreiber am Arm und herrschte ihm leise ins Ohr: „Laß die Tote ruhen von ihrer Mühsal und schweig!“

Erschrocken machte sich der Knecht frei, stellte die Laterne auf die Dielen und ging voran, hinaus in den Hof.

Mit geballten Fäusten ging der Schreiber hinter ihm drein. Langsam folgte der Arzt.

Aus den zwei spitzbogigen Fenstern der Hauskapelle fiel schwacher Lichtschein in den engen Hof.

Behutsam öffnete der Knecht die Türe, beugte das Knie und wollte den beiden andern voran. Nun aber hielt ihn der Doktor am Wamse zurück.

Mit gefalteten Händen ging der Schreiber hinein, und leise schloß der Freund hinter ihm die Türe.

Zwölf Kerzen flackerten auf dem kleinen Altare. Schweigend stand der Schreiber an der Türe und blickte mit schwimmenden Augen in die Flämmchen

und konnte nichts sehen. Er beugte das Knie, er bekreuzigte sich und bewegte lautlos die Lippen.

Dann kam er näher, und seine Augen wurden sehend.

Vor dem Altare ruhte die Tote auf niederem Schragen, und das Licht der Kerzen flackerte über ihrem bleichen Antlitze.

Ein wenig zur Seite geneigt war ihr Haupt, und die schwarzen Wimpern lagen auf den weißen Wangen — ein wenig zur Seite geneigt war ihr Haupt, als schliefe sie. An ihrer linken Brust aber lag das tote Kind. Und ihr Arm war um die kleine Leiche gelegt, als sollte das Kind weich und warm ruhen am Herzen der toten Mutter, und ihre Hände waren ineinander geschlungen, als umklammerten beide, Mutter und Kind, das schwarze Kreuzlein mit dem silbernen Kruzifixus, das mitten auf ihrer Brust ruhte. Weiße Rosen bedeckten das Weib herauf bis an die Brust. Also war's, als wüchse das Kind aus den Rosen hervor.

Der Schreiber trat nahe an den Schragen, tauchte den Ährenbüschel in den Weihkessel und besprengte die Toten.

Die Flämmchen der langen, dicken Kerzen flackerten; fast war's, als bewegte sich etwas im Antlitz der Leiche. Aber es war nur das flackernde Licht über den langen, dicken Kerzensäulen.

Starr und still ruhte das Weib mit seinem Kindlein im Arme.

Ein Windstoß fuhr über die Dächer, die Wetterfahne bewegte sich kreischend, ein loser Laden schlug irgendwo. Dann war's wieder stille. Nur die Flämmlein knisterten, nur das Wetter kam dumpf grollend heran.

Mit gefalteten Händen stand der Schreiber, seine Lippen zitterten, Tränen rieselten über seine Wangen.

Er trat näher und sank neben dem Haupte der Geliebten auf die Knie.

Hart an dem schönen, stillen Antlitz begann er zu raunen und zu schluchzen: „Du hast Frieden, ich aber lebe im Kampf; du bist frei, ich liege in Fesseln; du hast deine Seele gerettet aus der Unruhe, ich muß noch kämpfen um Ruhe."

Dann gedachte er jenes Abends droben am Hange des Schloßberges und des ersten Kusses, den

diese Lippen geduldet hatten. Ein unsägliches Verlangen ergriff ihn. Noch näher rutschte er heran und krampfte die Hände ineinander. Vor ihm lag verschwommen hinter dem Flor seiner Tränen das holde Antlitz — er beugte sich herab, zaghaft und scheu, als beginge er ein Unrecht, beugte sich noch tiefer herab und küßte die kalten Lippen.

— — — — — — — — — — —

Die kalten Lippen?

Er hatte sich jählings erhoben und stand nun am Schragen. Seine Tränen waren versiegt. In Klarheit sah er das liebreizende Antlitz. Ein wenig zur Seite geneigt war das Haupt, und tief herab auf den Wangen lagen die schwarzen Wimpern — ein wenig zur Seite geneigt war ihr Haupt, als schliefe sie nur.

Die kalten Lippen?

‚Allmächtiger Gott!‘ Er wandte sich, er taumelte dem Ausgang zu.

Der Arzt öffnete die Türe: „Laß uns gehen, mein Freund.“

„Allmächtiger Gott —!“ lallte der Schreiber und packte seinen Arm. „Sie — ist — nicht — tot — hörst du?“

„Armer Kerl", flüsterte der Arzt. „Laß uns gehen!"

Mit beiden Händen zerrte ihn der Schreiber zurück und keuchte: „Hilf ihr, sie lebt!"

Der Arzt machte sich los und herrschte ihn mit unterdrückter Stimme an: „Aber nun komm, es ist höchste Zeit!"

„Hilf ihr, sie lebt!" stöhnte der Schreiber, ging allein zurück und beugte sich über das stille Antlitz und lauschte.

Unmutig trat der Arzt auf die andere Seite des Schragens. In die offene Pforte aber kam der Knecht.

Der Schreiber hob die gefalteten Hände und flehte halblaut: „Ganz und gewiß, sie atmet — hilf ihr!"

Mit einer gebieterischen Handbewegung scheuchte der Arzt den Knecht aus der Türe. Dann blies er in die Federn seines Hutes, riß ein Fäserchen daraus, kniete neben den Schragen und hielt ihr das Fäserchen vors Gesicht. „Tür zu!" befahl er. Und gehorsam tappte der Schreiber zur Pforte und schloß die Türe. Dann trat er wieder neben den Schragen und starrte

mit weitgeöffneten Augen herab auf das weiße Antlitz.

Noch einmal hielt ihr der Arzt das Fäserchen nahe vors Gesicht. Dann riß er eine Phiole aus seinem Wamse, öffnete sie und hielt sie vor ihr Gesicht. Dann schob er die Hand behutsam zwischen die Leiche des Kindleins und die Brust der Mutter und suchte den Herzschlag. Und nach einer Weile erhob er sich, raffte die Blumenkränze zusammen, trug sie hinter an den Altar, kam und löste das Kind aus den Armen der Mutter und bettete es am Altar in die Blumen.

„Sie wird aufwachen — geh!“ raunte er hinüber zum Schreiber, der mit gefalteten Händen dastand, als wäre er selber erstarrt.

„Aufwachen?“ lallte dieser. „Und — was — dann?“

Wieder kam der Knecht herein. „Aber Ihr Herren — was macht Ihr denn da?“ Und zornig ging er gegen den Schragen. Dann plötzlich warf er die Arme empor und taumelte zurück an den Eingang.

Zwischen dem Arzt und dem Schreiber hatte

sich das Weib langsam aufgerichtet, saß nun mit geöffneten Augen auf dem Schragen, griff wie träumend an ihre Stirne und fragte mit stockender Stimme: „Aber — wie — ist — mir denn?"

Da wandte sich der Knecht und floh aus der Kapelle. Er rannte über den finstern Hof, stolperte und fiel, raffte sich empor und gewann den Hausflur. Er lief die Stufen hinauf ins erste Stockwerk, schlug mit den Fäusten an die Kammertüre des trunkenen Herrn und schrie mit gellender Stimme: „Die Frau kommt!" Und dann lief er hinauf ins obere Stockwerk, trommelte an der Türe der Mägdekammer und brüllte wie unten vor der Kammer des Händlers.

Ächzend erhob sich der Alte von seinem Lager, und klirrend fiel der Weinkrug vom Schemel. „Die Frau kommt!" schrie der Knecht im Stiegenhause. Trunken vom Wein und vom Schlafe tappte der Herr ans Fenster, öffnete ein Flügelein und reckte den Kopf hinaus in den finstern Hof.

Da flammte ein Blitz über den schwarzen Himmel, und in seinem bläulichen Lichte kam inmitten der schwarzen Männer die weiße Gestalt des Weibes über die Kapellenstufen herab. Der Händler

fuhr zurück. Ein Donnerschlag erschütterte die Luft, und ein zweiter Blitzstrahl erhellte den Hof. Da griff der Alte nach seinem Halse, schlug rückwärts mit Poltern und lag röchelnd auf den Dielen.

Schritt vor Schritt schwankte die Auferstandene zwischen den beiden Männern über den Hof in den Hausflur. Sorgsam geleitete sie der Arzt zur Holzbank neben der Ladenstube. Der Schreiber setzte sich an ihre Seite, und ihr müdes Haupt ruhte halb bewußtlos auf seiner Schulter.

Sprungweise keuchte der Arzt die Treppen empor und pochte an die Kammertüre des Händlers. Er pochte lauter und lauter — ein Röcheln kam als Antwort heraus. Da drückte er auf die Klinke — der Riegel war vor.

Aus dem obern Stockwerke kam Lichtschein. Flüsternd drängten sich die Mägde um den alten Knecht.

Der Arzt rief hinauf und forderte Hilfe. Aber nicht sogleich konnten sie's glauben, daß er ein Mensch von Fleisch und von Blut sei. Als sie dann endlich in den Hausflur hinabkamen, saß er und stützte die Auferstandene. Der Schreiber war aus dem Hause entwichen.

Ein Blitzstrahl erleuchtete den Hausflur bis in die Winkel, und der Donner rollte über die Stadt, als der Arzt das Weib auf die Arme nahm und hinter den Mägden emportrug in eine Gastkammer des Hauses.

Und nun prasselte der Regen auf die Dächer hernieder.

XI.

Die Jugend hatte das Alter bezwungen. Das Weib lebte, und der Mann lag auf dem Schragen in der alten Kapelle.

Es hatte Mühe gekostet, auch die kurzen Arme in die rechte Lage zu bringen, die dicken Hände um das kleine Sterbekreuz zu pressen. Endlich war's der Totenfrau gelungen: Der Rosenkranz umschlang Hände und Kreuz.

So ruhte der Alte mit verzerrtem Gesichte zwischen Blumen in der dumpfigen Kapelle.

— — — — — — — — — — —

Die Glocken klangen vom Turme, auf der Straße drängte sich das Volk, im Hofe und im Kapellenraume standen die Geladenen Kopf an Kopf.

Immer wieder trat einer aus dem Hofe ins Halbdunkel und besprengte die Leiche mit dem geweihten Wasser. Mit Anstand aber reichte der Schwäher allen die Hand und raunte jedem das Wort zu, das für ihn paßte.

Die Träger kamen mit gleichgültigen Gesichtern und bahnten sich den Weg durch den Hof, stiegen die Stufen zur Kapelle hinauf und schlossen den Sarg.

Das Kreuz schwankte die Altstadt herunter, und im langen Zuge schritten die Kleriker durch den Hausflur und drängten sich durch die Andächtigen.

Der Sarg wurde auf die oberste Stufe der Kapelle gesetzt, und der Priester segnete die Leiche aus.

Langsam entwirrte sich der Menschenknäuel. Dann wallte der Zug die breite Altstadt hinauf.

Als ein bedächtiger Mann hatte der Händler beizeiten alles für den Fall seines Todes geordnet und jegliche Trauer, die mit Geld zu bezahlen war, vorsorglich an seine Gruft bestellt. Und sein Schwäher war nicht der Mann, der ihm auch das Geringste vorzuenthalten gedachte.

Schier endlos war der Zug der Kleriker, die hinter dem Kreuze zu Sankt Martin hinaufwallten, und würdig wie Ratsherren schritten zur Rechten und Linken des Sarges die Knaben mit den gelben Gugeln vor ihren Gesichtern und beleuchteten mit armsdicken, blutroten Wachskerzen dem Toten die Straße. Hinter dem Sarge aber trippelte das

Totenweib mit Kanne und Laterne, und es funkelte die Zinnkanne, das Flämmlein der Laterne aber schwelte im Lichte der Sonne.

Als nächster und einziger Kläger ging hinter dem Weiblein der Schwäher, und sein schwarzer Mantel fiel ihm bis an die Knöchel herab. Er schritt gemessenen Ganges einher. Aber niemand vermochte zu erspähen, ob sein Antlitz in die richtigen Falten gelegt war; denn auch vor seinem Gesichte hing die gelbe Gugel, und nur seine Augen funkelten aus den runden Löchern hervor.

Alle Trauer, die man mit Geld bezahlen konnte, zog vor und hinter dem Sarge des reichen Mannes. Inbrünstig schrien die armen Weiber ihre Gebete zum blauen Himmel empor und freuten sich auf das Weißbrot, das ihrer wartete nach der Heimkehr ins Spittel. Und so wurde er richtig beklagt, wie es sich ziemte.

— — — — — — — — — — —

Als die Totenglocken erklangen, ging der Ratsschreiber langsam über den Schloßhof und stieg zum Söller empor.

Er trat an die Brüstung, stemmte die Fäuste auf die Steine und wartete.

Weit hinaus dehnte sich die Stadt. Tief unter ihm lag der Friedhof von Sankt Martin.

Der Träger mit dem Kreuze bog um die Kirchenecke, zu Zweien kamen die Kleriker. Dann schwankte der blumenbedeckte Sarg heran, klagende, langgezogene Töne entquollen den Hörnern und Posaunen.

Der Schreiber stand mit aufgestemmten Fäusten und starrte hinab. Ein Loch war in die Erde gegraben, ein winzig kleines Loch in die unermeßliche Erde. Unwillkürlich hob er die Augen und ließ die Blicke schweifen über die Giebel der Stadt, hinaus in das lachende Land. Dann sah er wieder in die Tiefe. Ein winziges Loch war's, und über dieses Loch stellten sie nun ein winziges Kästchen auf die hölzernen Walzen. Es war der Sarg — er sah es genau. Sechs schwarze Männlein zogen die Stricke unten durch, sie stemmten sich und ließen das Kästchen hinab.

— — — — — — — — — — —

Hochaufgerichtet stand der Schwäher am Fußende der Gruft — mit dem wallenden Mantel bekleidet, hinter der gelben Maske versteckt.

Der Kleriker sang die alten lateinischen Gebete, und im Chor antworteten ihm seine Brüder. Kein Blättlein regte sich am Schloßhang in der Hitze des Mittags; hell und klar tönte der Gesang hinauf zum Söller.

Wie gebannt blickte der Schreiber hinab.

In dem Löchlein war das schwarze Trühlein verschwunden, und in dem Trühlein ruhte ein Häuflein Fleisch und Knochen — ruhte arm und bloß der alte Mann, der einst so furchtbar eingegriffen hatte in das Leben der Jugend.

Und nun sah der Schreiber noch einmal diesen alten Mann, wie er alltäglich in kostbarer Kleidung neben seinem schönen, stillen Weibe die Altstadt auf und ab stolziert war — kurzatmig, sich spreizend.

Dann aber wandte er den Blick empor von der Tiefe, und seine hellen Augen suchten unter all den hundert und hundert Giebeln der Altstadt den einen, den wohlbekannten. Lange sah er hinüber

zu dem Dache, unter dem sie ruhte, frei von dem Toten da unten.

Und die Glocken summten zum Schlosse empor,
es war, als wollten sie sprechen:
So geht das Recht als Sieger hervor,
du kannst es wohl beugen, nicht brechen.

# XII.

12*

Anna Renata fürchtete sich in dem öden Hause. Immer des Nachts hörte sie die schweren Schritte des Händlers auf den knarrenden Stufen. Da zog sie zurück ins Haus ihres Vaters. Hinter den kleinen, runden Fensterscheiben ihres Stübleins schlief sie wie einstmals, und wie einstmals rieben sich die Ranken des wilden Weines draußen am Kreuzstock.

Tag für Tag kam der Ratsschreiber den Herrenweg vom Schlosse herab, ging gemessenen Schrittes die Altstadt hinunter, freute sich, daß ihn das gemeine Volk so freundlich grüßte, stieg empor in seine Amtsstube, dachte und schrieb und — lebte der großen Stunde entgegen.

Die Monde kamen und gingen. Nur zuweilen sah er die Witwe des Händlers von ferne in der Kirche. Da kniete sie tiefverschleiert in ihrem Stuhle und wandte das Haupt nicht. Und gesenkten Hauptes ging sie hernach durch die Seitenpforte nach Hause.

Niemand durfte sie besuchen. „Die Frau ist unpaß", sagte die Magd.

So kam der Weihnachtsabend heran.

Früher als sonst schloß der Ratsschreiber sein Pult und begab sich auf den Heimweg.

Es war klares, kaltes Wetter, Neuschnee lag auf Straßen und Dächern, und in alle Straßen und Gassen tönte das Glockengeläute herein.

Der Ratsschreiber schritt langsam außen an den Laubengängen die Altstadt hinauf und sah vor sich auf den Weg.

Da war's ihm plötzlich, als müßte er aufblicken. Und sein Herz schlug hinauf in den Hals — nahe vor ihm kam Anna Renata die Straße herunter. Sie trug einen kostbaren Pelz über dem schwarzen Kleide, und hinter ihr schritt eine Magd mit großem Korbe am Arm.

Anna Renata hatte den Schreiber zu gleicher Zeit erkannt, und als er nun einen Schritt zur Seite trat und seinen Hut gar tief herabzog, da nickte sie ihm zweimal zu — zweimal, er sah's genau — und er sah auch, daß sich ihr schmales, bleiches Gesicht rötete unter dem schwarzen Schleier.

Langsam ging er weiter und blickte verstohlen zurück. Da bemerkte er, wie sie einbog unter die Lauben — in ihr eigenes Haus.

Traumverloren ging der Schreiber seinen Weg. Dann aber strebte er quer über die breite Straße, wandte sich und schritt langsam die Altstadt zurück. Und unverwandt spähte er nach ihrem Hause hinüber.

Die Fensterscheibchen des Erkers glänzten im letzten Scheine des klaren Wintertages, und wie eine Kappe lag der blinkende Schnee auf seinem Dächlein.

Der Schreiber ging auf und ab. Er grüßte die Leute, als sähe er sie nicht, er ging auf und ab und sah hinüber zum Hause der Geliebten.

Dämmerung senkte sich in die Straße, rote Lichtlein flammten hinter den kleinen Fenstern der Kramläden auf, Lastwagen und Karossen rollten auf der Fahrstraße, Milchleute zogen ihre Handwägelein mit den blechernen Kannen von Haus zu Haus.

Es wurde dunkel.

Auf und ab ging der Schreiber und spähte immer wieder hinüber auf das hohe, finstere Haus.

Da kam auch dort ein Lichtschein aus den drei Fenstern.

Der Schreiber bog auf die Fahrstraße, seine Hände ballten sich in den Manteltaschen, unverwandt starrte er empor zu den erleuchteten Fenstern, und mit brennenden Augen sah er, wie sich ein Schatten hinter den Fenstern bewegte.

Da zog es ihn aus der Dunkelheit hinauf zu dem freundlichen Lichte. Er eilte unter den Laubengang, er hob den Klöppel an der Türe und ließ ihn auf die Schalltafel fallen, daß es dröhnte im Hausflur.

Mit heiserer Stimme nannte er durchs Guckloch dem Knechte seinen Namen und verlangte herrisch, daß er ihn einlasse.

Dann stürmte er die schwachbeleuchtete Treppe empor, hielt einen Augenblick vor der geschnitzten Türe, pochte und stand plötzlich in dem großen Gemache.

Es war behaglich warm, und auf dem Tische brannten die Wachskerzen des doppelarmigen Leuchters. Daneben aber stand die Witwe, hielt sich mit der Linken an einer Stuhllehne, preßte die Rechte aufs Herz und blickte auf ihn herüber.

War sie's —?

Der Ratsschreiber getraute sich kaum hinüberzuschauen auf das schmale, bleiche Gesichtlein, in dem die Augen so groß und seltsam glänzten.

„Anna Renata!“ brachte er endlich aus dem trockenen Munde.

„Was willst du noch von mir?“ kam es wie leises Stöhnen zurück.

„Anna Renata, ich weiß, ich hätte noch nicht kommen sollen — und hab' doch kommen müssen.“

„Setze dich!“ sagte sie und ging in den Erker.

Da trug er einen Stuhl nahe an den Erker und setzte sich.

Die Flämmchen der Kerzen hatten heftig geflackert. Nun aber standen sie ruhig und klar über den weißen Schäften.

Dort, wo der Lederhändler einst an jenem Frühlingsmorgen vor dem Edelmann gesessen war, saß nun das junge Geschöpf. Dort, wo er gesagt hatte, groß muß sie sein, voll muß sie sein, schwarze Haare muß sie haben, daß sie sich draufsetzen kann, und eine weiße Haut, wie Milch und Blut — dort saß sie hoch und schmal und bleich.

„Du bist so anders geworden, Anna Renata!“

fuhr es ihm plötzlich heraus. „Nein, nein!" murmelte er; mir schien's nur so im schwachen Lichte."

Sie lächelte müde auf ihn herab, nickte und sagte: „Grau, du hast ganz richtig gesehen."

Er rückte den Stuhl näher an den Erker und griff nach ihrer Hand. Da ließ sie ihm die kühle, zitternde Hand. Er wollte sie streicheln wie einst, so wie einst in der Mondnacht auf der Bank unter den flüsternden Bäumen. Aber da entzog sie ihm die Hand und faltete die Hände in ihrem Schoße.

Er blickte fragend zu ihr empor: „Anna Renata, hast du mich noch lieb?"

Ihre großen Augen waren freundlich auf ihn gerichtet, aber sie schwieg. Dann gingen ihr die Augen über, und zwei Tropfen fielen auf die gefalteten Hände.

„Ja — aber —" hauchte sie.

„Ja", wiederholte der Mann und wischte mit der Linken über seine heiße Stirne. „Ja — dann wird wohl auch alles noch gut, Anna Renata."

„Aber —" hauchte sie, hob die gefalteten Hände und sah ihn mit flehenden Augen an „— niemals mehr so wie d u meinst."

„Anna Renata —?" Seine Stimme klang weich. „Wie denn? So wie damals — weißt du's noch? Wie damals in der Mondnacht auf der Bank — —?"

Ihre dunkeln Augen blickten über ihn hinüber in weite Ferne. „Das ist so lange her", murmelte sie.

„Nicht so traurig schauen, Anna Renata!" Er fuhr abermals mit der Hand über seine Stirne. „So traurig und gütig wie ein Gnadenbild, Anna Renata! — Nur noch einmal schau mich an wie damals an der Gartentüre — weißt du's noch?"

„Damals!" Ein Zittern lief über ihre Glieder, leise schlugen ihre Zähne zusammen. „Wie könnt' ich jetzt noch so schauen wie damals? Nein, niemals!" Wieder blickte sie über ihn hinaus in weite Ferne. „Ich kann — nie — mehr— so — schauen — wie damals."

„Anna Renata, hast du mich lieb?" fragte er zum zweiten Male.

„Ja!" sagte sie mit fester Stimme; „und ich will alle Tage beten für dich — aber —"

„Wenn du mich lieb hast, wird alles noch gut werden“, unterbrach er sie hastig.

„— aber so, wie du meinst, kann ich dich niemals lieben“, schloß sie unbeirrt ihre Rede.

Sie saß aufgerichtet auf ihrem Sitze, und ihre Augen starrten ins Leere wie vorher. Ihre schmalen Lippen aber hatten sich zusammengepreßt.

Mit bebender Stimme brachte er mühsam heraus: „Du hast ein böses Jahr hinter dir, Anna Renata!“

„Ein Jahr?“ sie starrte noch immer ins Leere. „Ist das wirklich nur ein Jahr gewesen? O glaub doch das nicht; es ist mein ganzes Erdenleben gewesen.“

„Du sollst alles vergessen, Anna Renata. Und wenn die traurigen Gedanken kommen, dann will ich dich in meine Arme nehmen —“

Wieder ging ein Zittern über ihre Glieder. Sie stand auf, wandte sich gegen das dunkle Fenster und sagte fast unhörbar: „So beschmutzt aus den Armen des andern?“

„Arme Anna Renata —!“ Er stand in seiner ganzen Länge neben ihr, mit gefalteten Händen: „Anna Renata, du Reine —!“

Da wandte sie sich, sah ihn an und sagte todtraurig: „Danke du Gott, daß ich weiß, was ich will. Hab' keinen, der mir lieber wäre wie du. Und kann dir doch niemals gehören."

Mit geneigtem Haupte und gefalteten Händen stand sie über ihm — demütig und dennoch erhaben, unnahbar erhaben.

„So ist der andre zwischen uns beiden?" fragte der Mann nach einer Weile.

Sie wandte das Haupt nach dem Orte, wo jener begraben lag, und sagte: „Friede seiner Asche!" Dann senkte sie das Haupt auf ihre Brust und atmete tief auf. Und es ging dem Manne durch Mark und Bein, und all seine Tage konnte er's nimmer vergessen, was sie nun leise, gleichsam unirdisch vor sich hin sagte: „Die Zeit wird mir nimmer genügen, daß ich mich reinwasche für die Ewigkeit."

Er war zurückgetreten, er lallte: „Du wirst ins Kloster gehen, Anna Renata?"

„Ja", hauchte sie.

„So wollte ich, daß mich der Boden verschlänge!"

„O nein, Benno!" Fast war's ihm, als glitte

ein Strahl des alten Frohsinns über ihr Antlitz, da sie nun über ihn hinausblickte in die stillen Flämmchen der Kerzen und ihm sein Leben weissagte: „Ich sehe dich, und auf deine Brust hängt die goldene Kette herab. Kleine Finger spielen mit ihren funkelnden Ringen. Dein Knäblein sitzt auf deinen Knien. Und neben dir sitzt sie — nicht grau und bleich wie die Sorge und ich. Und du sprichst mit ihr von Anna Renata wie von einer Toten, die du lieb gehabt hast. Leb wohl, Benno!"

Nun hatte sie ihn zum erstenmal mit Namen genannt. Und lächelnd reichte sie ihm die Rechte.

Er nahm die Hand, er bückte sich und berührte sie mit den Lippen und ergab sich mannhaft in sein Geschick.

Sie hielt seine Hand fest und raunte über seinem Haupte: „Was ist's denn im Grunde um dies kleine, enge, kurze Leben, hinter dem sich das große, das unermeßliche, das unausdenkbare dehnt?"

Er antwortete nicht; aber er sah ihr noch einmal in die Augen.

Dann ging er.

— — — — — — — — — — —

Und wie ein Gnadenbild stand sie allzeit im innersten Heiligtum seiner Gedanken.

Als aber nach langen Jahren wirklich ein Knäblein mit den funkelnden Ringen seiner Amtskette spielte und ein geliebtes Weib neben ihm saß — da konnte er doch nicht über die Lippen bringen den Namen

Anna Renata.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.